

Zeitschrift: Quellen und Forschungen zur Bündner Geschichte
Herausgeber: Staatsarchiv Graubünden
Band: 40 (2023)

Artikel: Gewölbebau der Spätgotik in Graubünden 1450-1525
Autor: Maissen, Manuel
Kapitel: 2: Entstehung einer Baubewegung
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1043629>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

2. Entstehung einer Baubewegung

2.1. Politisch-soziale Voraussetzungen

2.1.1. Herren, Gemeinden und die Drei Bünde

Die Herrschaft über das spätmittelalterliche Rätien teilten sich um 1350 noch der Bischof von Chur, der Hochadel und die wichtigeren Klöster. Dabei übte der Bischof den bedeutendsten Einfluss aus. Der herrschaftliche Anspruch der Klöster war dagegen bescheidener; am relativ grössten noch bei der Abtei Disentis.¹ Nach der Mitte des 14. Jahrhunderts nahm die Einwirkung auswärtiger Gewalten auf Rätien zu, vor allem seitens der Grafen von Tirol (Herzöge von Österreich). Sowohl der ansässige Hochadel als auch der Bischof orientierten sich zu dieser Zeit hauptsächlich nach Norden, um durch die Nähe zu Kaiser und König ihre Herrschaftsansprüche zu legitimieren. Die Versuche des Hochadels und des Bischofs von Chur zur Territorialisierung der eigenen Gebiete führten nicht selten zu Konflikten, die als erbitterte Fehden ausgetragen wurden.

Das spätmittelalterliche Rätien war aber auch von einem Prozess der Gemeindebildung geprägt. Als früheste Gerichtsgemeinden mit dem freien Wahlrecht des Gerichtsvorsitzenden oder Ammanns können die Walser Siedlungsverbände im Rheinwald (1277) und in Davos (1289) belegt werden.² Otto Clavadetscher betont, dass es «Gemeinden verschiedener Art und Herkunft gegeben hat, solche, die auf ältere Freienverbände zurückgingen, aber auch solche, die in ganz herrschaftlich organisierten Gebieten entstanden sind, und zwar offensichtlich aus Herrschaftsleuten; dazu kommen als drittes Element die zugewanderten Walser.»³ In ähnlicher Weise entwickelten sich die Kirchgemeinden, die aus der Aufteilung alter Grosspfarreien hervorgingen. Die Bedürfnisse lokaler Gemeinschaften wirkten dabei ursächlich. Diese wollten einen besseren Zugang zu den Sakramenten, kürzere Wege zur Kirche, die Kirche im eigenen Dorf. So kam es zu Mess- und Pfrundstiftungen und zu Kirchengründungen.⁴

Die zunehmende Abhängigkeit des Bischofs vom Haus Habsburg bewog die Stände des Churer «Gotteshauses» – zu denen auch die Vertreter der Gerichtsgemeinden gehörten –, sich politisch zusammenzuschliessen. In ihrer Vereinbarung vom 29. Januar 1367 forderten sie Mitbestimmung in der Verwaltung der bischöflichen Herrschaft. Dieser Zusammenschluss der Gotteshaus-Stände bildete den Keim des Gotteshausbundes. Roger Sablonier betont hier den Unterschied zu den späteren Bündnissen, welche Konfliktregelung nach innen und militärisches Zusammenwirken gegen aussen bezweckten.⁵

Bis zum Ende des 14. Jahrhunderts folgten kleine Bündnisse zwischen einzelnen Gemeinden oder Herrschaftsträgern zur Wahrung des Friedens und zur gegenseitigen Unterstützung. Aufgrund anhaltender Fehden schlossen dann 1395 der Abt von Disentis, die Freiherren von Rhäzüns und die Freiherren von Sax ein Bündnis, aus dem der Obere Bund (später auch Grauer Bund genannt) hervorging. Dieses Bündnis sicherte den Zugang zum Lukmanierpass, diente aber auch der Wahrung des Landfriedens im Oberland, was vor allem den Herren von Rhäzüns behilflich war, da sie seit dem Erwerb der ehemaligen Gebiete der Grafen von Werdenberg-Sargans (Vals, Heinzenberg, Safiental) im Jahr 1383 in eine langwierige Fehde mit dem Bischof von Chur verwickelt waren. In den folgenden Jahren schlossen sich weitere adlige Herren mit ihren Gebieten bzw. den dortigen Gemeinden dem Oberen Bund an, bis 1406 ein Zusammenschluss mit dem Bischof von Chur und dem Gotteshausbund erfolgte, der auch endlich die Rhäzünser Fehde beendete.⁶ Das Bündnis von 1395 wurde im Jahr 1424 erneuert, wobei weitere Gerichtsgemeinden hinzutraten.

Ähnliche Ziele wie der Obere Bund verfolgte auch der Zehngerichtebund, der nach dem Aussterben des Hauses Toggenburg am 8. Juni 1436 gegründet wurde, um den Zusammenhalt der betreffenden Gerichtsgemeinden zu wahren und dem Einfluss des Hauses Habsburg im Prättigau und den anliegenden Talschaften entgegenzu-

¹ SABLONIER (2000), S. 247–248.

² Ebd., S. 254. Vgl. ausserdem BUB III (neu), Nr. 1245, S. 39–41 und Nr. 1490, S. 249–252.

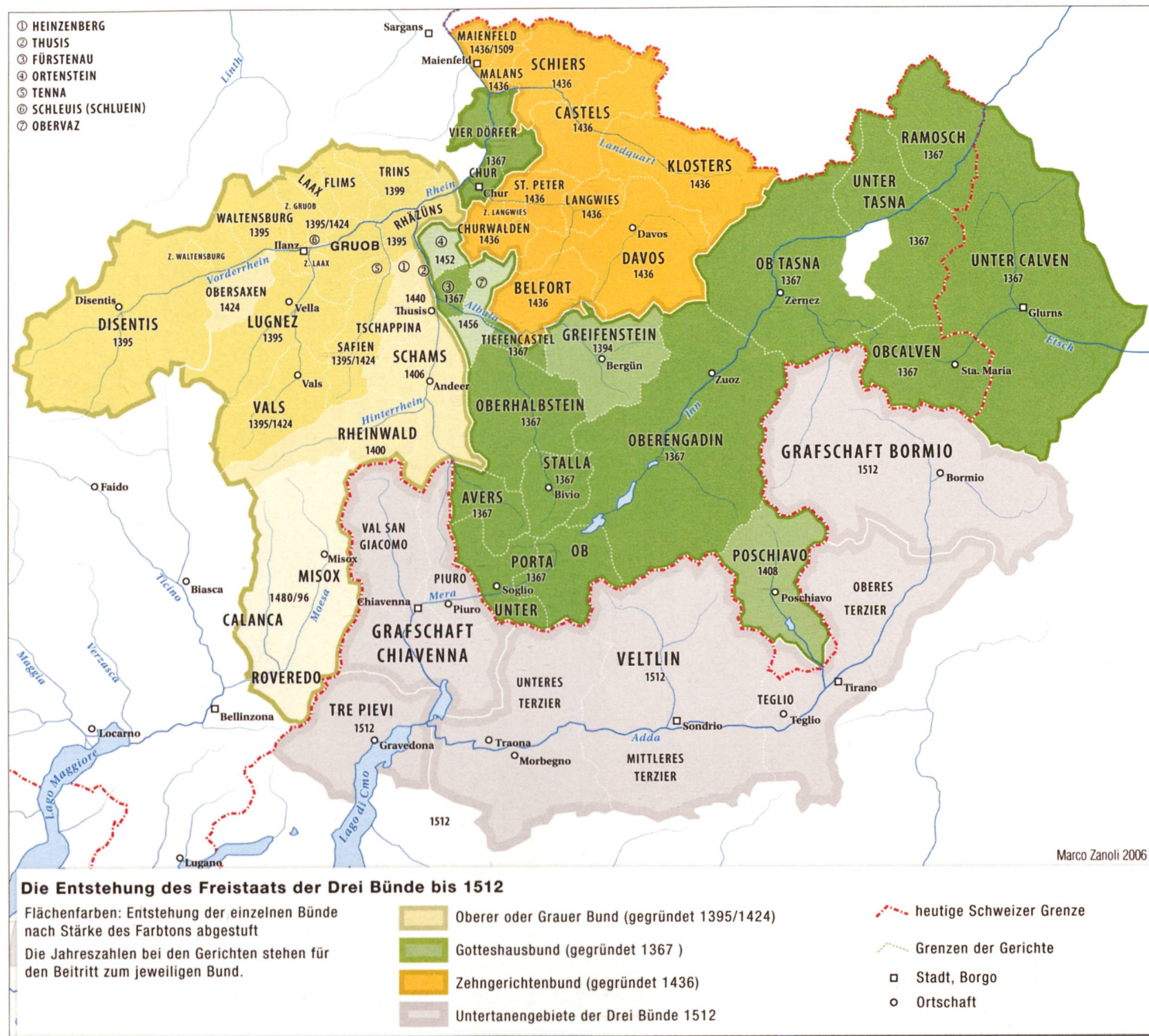
³ CLAVADETSCHER Otto P. (1994), S. 340.

⁴ Dazu allgemein SAULLE (1997).

⁵ SABLONIER (2000), S. 270.

⁶ Ebd., S. 278.

Abb. 38: Die Entstehung des Freistaats der Drei Bünde



treten. Damit war die Grundlage für das rätische Bündnissystem gelegt.⁷ Bereits im Folgejahr verband sich der Zehngerichtebund mit dem Gotteshausbund zur gegenseitigen Schutzgewährung, und nach der Jahrhundertmitte begann sich aus diesen beiden sowie dem Oberen Bund ein Verband der Gemeinen Drei Bünde zu entwickeln. Seit den frühen 1460er Jahren sind gemeinsame Versammlungen von Vertretern aller drei Bünde nachzuweisen. Diese Tagsatzungen befassten sich auch mit auswärtigen Angelegenheiten, die alle betrafen – so mit dem Verhältnis zur Eidgenossenschaft. Eine Allianz zwischen dem Gotteshausbund und dem Zehngerichtebund vervollständigte 1471 das dreiseitige Bündnissystem.

Nach innen agierten die einzelnen Bünde weiterhin eigenständig und pflegten die eigenen Traditionen. Durch die Abgrenzung und das gemeinsame Auftreten nach aussen entstand jedoch eine Bündner Identität, die auch fremde Wahrnehmung gespiegelt wurde. So entwickelten sich die Drei Bünde zu einem unabhängigen, demokratisch geprägten Gemeinwesen, einem Freistaat.

2.1.2. Schwabenkrieg und Mailänderkriege

Das gemeinsame Handeln nach aussen manifestierte sich auch in den wechsellvollen Beziehungen zum Herzogtum Mailand. Mit den «Wormserzügen» von 1486/87 fielen die Bündner in die mailändischen Gebiete Bormio (deutsch «Worms»), Veltlin und Chiavenna ein. Dieser Versuch eines kriegesischen Ausgreifens blieb aber vorerst ohne territorialpolitische Folgen.

Eine grosse Gefahr für den jungen Freistaat ging indes von den Habsburgern aus, die sich ihrerseits auf einem Expansionskurs bewegten. Der Erwerb der Herrschaft Tarasp durch Herzog Sigmund von Tirol gehörte zu den Ursachen der Allianz von 1471 zwischen dem Gotteshaus- und dem Zehngerichtebund.⁸ Die Spannungen im Unterengadin entluden sich 1475 im «Hennenkrieg», in dessen Folge das Dorf Ramosch durch die Tiroler zerstört wurde. Den vereinten Kräften des Gotteshausbundes gelang schliesslich die Vertreibung der Gegner, jedoch verwüsteten sich die beiden Konfliktparteien in den folgenden Jahren immer wieder gegenseitig die Felder.

Im Jahr 1477 erwarb Herzog Sigmund die Herrschaft über sechs Gerichte des Zehngerichtebundes, gewährte den Gemeinden jedoch Privilegien sowie Zollfreiheit in Tirol.⁹ Nach dem Tod des Herzogs gingen die sechs Gerichte an König Maximilian I., der 1496 noch die Gerichte Castels und Schiers sowie 1497 die Herrschaftsrechte über Rhäzüns kaufte. Die österreichische Expansionspolitik traf in den beiden anderen Bünden auf Widerstand, und so schlossen sich 1497 der Obere Bund – dem zuvor der Mailänder Condottiere Gian Giacomo Trivulzio und damit die Herrschaft Misox beigetreten war – und 1498 der Gotteshausbund der Eidgenossenschaft als Zugewandte Orte an. Die Vereinigung mit Hilfsversprechen geschah im beiderseitigen Interesse; denn auch die Eidgenossen sahen sich durch König Maximilian I. zunehmend unter Druck gesetzt.¹⁰

Durch das Bündnis mit der Eidgenossenschaft geriet Bischof Heinrich V. von Hewen zwischen die Fronten. Im Januar 1499 liess der König den Vinschgau und das Münstertal von tirolischen Truppen besetzen. Anfang Februar sprach er die Reichsacht über den Bischof aus. So standen sich alsbald der Schwäbische Bund einerseits und die Eidgenossenschaft mit allen Zugewandten Orten andererseits auf einer von Basel bis nach Südtirol verlaufenden Frontlinie im anbrechenden Schwabenkrieg¹¹ gegenüber.

Das Kriegsgeschehen fand seinen Höhepunkt in der Schlacht an der Calven, am 21. Mai 1499. Dabei gelang 6'000–8'000 Bündnern der entscheidende Durchbruch gegen eine von 12'000 österreichischen Soldaten verteidigte Sperrstelle im unteren Münstertal. Sie schlugen Maximilians Heer bis weit in den Vinschgau zurück. Nachdem die Eidgenossen zwei Monate später bei Dornach einen weiteren wichtigen Sieg erfochten hatten, wurde im Herbst in Basel ein Friede geschlossen. Dabei wurde der Vorkriegszustand bestätigt, so dass König Maximilian kaum ein Jahr später ein Bündnis mit dem Gotthausbund eingehen konnte. Diese «Erbeinigung» von 1500 garantierte freien Personen- und Güterverkehr für beide Parteien und regelte die früheren Konflikte. Bereits 1502 schlossen sich der Obere Bund und der Bischof von Chur dem Bündnis an.

⁷ Ebd., S. 279.

⁸ HEAD (2001), S. 79.

⁹ SABLONIER (2000), S. 274.

¹⁰ HEAD (2001), S. 84.

¹¹ Auch «Tirolerkrieg», «Engadinerkrieg» oder «Schweizerkrieg». Vgl. SABLONIER (2000), S. 274.

Schon während des Schwabenkriegs wurden die Eidgenossen in die Mailänderkriege verwickelt: Sowohl Frankreich als auch das Haus Habsburg warben eidgenössische Söldner an. Im Jahr 1509 verzichteten die Eidgenossen auf ein weiteres Soldbündnis mit dem französischen König Ludwig XII. und gingen stattdessen ein solches mit Papst Julius II. ein, der die Franzosen aus der Lombardei vertreiben wollte. 1512 führten die Eidgenossen und die Bündner den «Grossen Pavierzug» aus, und es gelang ihnen, grosse Teile des Herzogtums Mailand zu erobern. Den Drei Bünden fielen dabei das Veltlin sowie die Grafschaften Chiavenna und Bormio zu.¹² Die folgenden Schlachten bei Pavia (1512), Novara (1513) und Dijon (1513) konnten die Eidgenossen allesamt für sich entscheiden und dadurch weitere Gebiete erobern. Die siegreiche Serie endete erst am 13./14. September 1515: In der Schlacht von Marignano besiegte Ludwigs Nachfolger König Franz I. mit überlegenen Truppen das zusammengeschrunpfte eidgenössische Heer und zwang es nach grossen Verlusten zum Rückzug. Die Besiegelung des «Ewige Richtung» genannten Friedensvertrags mit Frankreich am 29. September 1515 beendete das Expansionsbestreben der Eidgenossenschaft wie auch der Bündner.

2.1.3. Die Reformation und die «Verfassung» des Freistaats

Anders als in einigen eidgenössischen Orten wurde die Reformation in den Drei Bünden nicht von einer politisch starken Obrigkeit getragen, sondern entstand aus einer Bauern- und Bürgerbewegung heraus.¹³ In der Stadt Chur begann die Reformation nach dem Wechsel von Pfarrer Laurenz Mär nach Zürich. Bei der Wahl seines Nachfolgers konnte sich die Bürgerschaft gegenüber dem Domkapitel durchsetzen und den aus Maienfeld stammenden Theologen Johannes Comander (eigentlich Johannes Dorfmann) zum neuen Stadtpfarrer an der Kirche St. Martin berufen. Bereits am Ostern 1523 begann Comander seine Predigt im reformatorischen Sinn nach Huldrych Zwingli.

Ausserhalb der Drei Bünde hatte sich am Vorabend der Reformation eine Bauernbewegung gebildet, deren Forderungen nach Erlass des Zehnten und der Zinsleistungen bald von Nordwesten her auf den Freistaat übersprangen. Die sich früh

anbahnende Reformation in den Bünden führte zu einer Schwächung des Bischofs und dementsprechend zu einer Stärkung der Gemeinden. Die aufständischen rätischen Bauern waren durch ihre politische Tradition bereits gut organisiert und handelten gemeinsam.¹⁴ Das Aufbegehren gegen Kirche und Feudalherren resultierte in den drei grundlegenden «Verfassungsurkunden» der Drei Bünde: die Ersten Ilanzer Artikel (1524), der Bundesbrief (1524) und die Zweiten Ilanzer Artikel (1526). Randolph C. Head charakterisiert das Wesen und die Tragweite dieser Dokumente auf prägnante Weise: Sie «bestimmten den Platz der Kirchen im Freistaat, begründeten die Macht und die Befugnisse der zentralen Leitungsinstanzen und wurden dem Drängen des Volkes auf Änderung in der bäuerlichen Arbeits- und Besitzstruktur gerecht. Zusammen mit dem Sturz der Feudalherrschaft in der Region kündigten diese Urkunden das Heranreifen einer neuen politischen Welt in Graubünden an.»¹⁵

Mit dem Bundesbrief vom 23. September 1524 erhielten die Drei Bünde eine erste gemeinsame Ordnung, die es ihnen erlaubte, politische Fragen vereint anzugehen und nach aussen geschlossen aufzutreten. Eine zentrale Verwaltung fehlte hingegen weiterhin und der Freistaat blieb föderalistisch organisiert. So war es aufgrund der Zweiten Ilanzer Artikel den Gemeinden selbst überlassen, welcher religiösen Konfession sie nach der Reformation angehören wollten. Die wichtigste politische Institution blieb der Bundestag, der abwechselnd in Ilanz, Chur und Davos tagte. Er setzte sich aus zuerst 63 und später 65 Ratsboten der insgesamt 52 Gerichtsgemeinden zusammen.

Die bewegte Zeit zwischen 1524 und 1526 wirkte prägend für die Drei Bünde. Kommunale Werte triumphierten über feudale Traditionen. Es waren nun endgültig die Gemeinden und sie allein, die im Freistaat regierten.

¹² Vgl. CORBELLINI/HITZ (2012).

¹³ Hierzu und zum Folgenden VASELLA (1996), *passim*.

¹⁴ VASELLA (1996), S. 150.

¹⁵ HEAD (2001), S. 89.

2.2. Wiederentdeckte Baufreude

2.2.1. Sakraler Baubetrieb in Graubünden vor 1450

Nach einer Reihe wichtiger kirchlicher Bauten in der Romanik, allen voran die Kathedrale St. Mariä Himmelfahrt in Chur, herrschte vom Ende des 13. bis ins frühe 15. Jahrhundert abgesehen von kleineren Bauvorhaben eine bemerkenswerte Stille im kirchlichen Bauwesen. Das mag erstaunen, da doch das Bistum Chur im 13. und frühen 14. Jahrhundert den Zenit seiner weltlichen Macht erreicht hatte. Die andauernden Fehden des Churer Bischofs liessen jedoch kaum grosse Bauvorhaben zu und durch einen starken Bevölkerungsrückgang bis in die Mitte des 14. Jahrhunderts scheinen die bereits bestehenden Kirchen die Anforderungen und den Bedarf gedeckt zu haben. Zu den wenigen dennoch ausgeführten oder stark umgebauten und bis heute noch erhaltenen Kirchenbauprojekten zählen die Kirche Sogn Gieri in Rhäzüns, die Pfarrkirche S. Giulio in Roveredo und die beiden Kirchen St. Carpophorus und St. Leonhard (St. Emerita) in Trimmis. Die Kirche Sogn Gieri besteht aus einem romanischen Langhaus aus dem frühen 12. Jahrhundert, dem bereits vor der Mitte des 13. Jahrhunderts¹⁶ ein kreuzgewölbter, querrechteckiger Chor mit massiven, ungekehnten Rippen angebaut wurde (vgl. Abb. 189). Auch die kuppelartigen Kreuzrippen mit Würfelkapitellen der Kirchen von Trimmis zeichnen sich durch eine «ungelenke Massigkeit»¹⁷ aus (Abb. 39). Diese wenigen Beispiele zeigen bereits, dass das technische Wissen der Steinmetzkunst zu dieser Zeit in Graubünden noch kaum verbreitet war.

Im 15. Jahrhundert änderte sich die politische Lage in Graubünden und die Region wurde von einem wirtschaftlichen Aufschwung erfasst, der sich auch in einem starken Anstieg der Bevölkerungszahlen niederschlug. Mit dem Bevölkerungsanstieg und der Machtverlagerung hin zu den Gemeinden entstanden bereits zum Beginn des

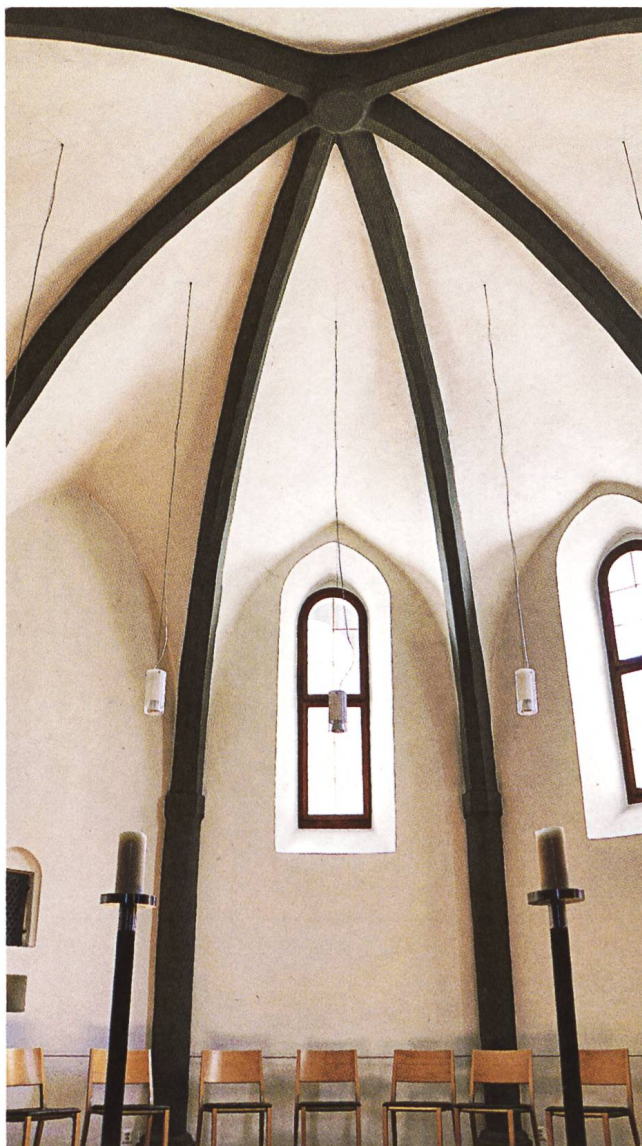


Abb. 39: Chorgewölbe in der ref. Kirche St. Leonhard in Trimmis.

15. Jahrhunderts wieder vereinzelte Kirchenbauten, die sich jedoch noch auf romanische Vorbilder bezogen. Bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts können hingegen nur wenige Bauten gesichert nachgewiesen werden, was auch daran liegen könnte, dass sie in den folgenden Jahrzehnten nochmals um- oder ausgebaut wurden und die frühen Spuren nicht mehr sichtbar sind.¹⁸

Aus heutiger Sicht begann die spätgotische Bauphase in Graubünden mit der Kirche St. Martin in Ilanz. Die kleine Kirche wurde bereits vor 760 errichtet und nach einem Brand um 1400 kreuz-

¹⁶ JANOSA (2021), S. 98–106. Manuel Janosa konnte in der jüngsten archäologischen Untersuchung der Kirche Sogn Gieri in Rhäzüns nachweisen, dass der Chorneubau und die Einwölbung bereits in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts stattfand und nicht wie bisher vermutet erst im 14. Jahrhundert. Nur die Freskenausstattung des Chores ist weiterhin um die Mitte des 14. Jahrhunderts zu datieren.

¹⁷ POESCHEL (1937–45), Bd. 1, S. 66.

¹⁸ NAY / KÜBLER (1998), S. 34.



Abb. 40: Standorte der zwischen 1448 und 1470 vollendeten spätgotischen sakralen Neu- und Umbauten in Graubünden.

förmig umgebaut sowie mit zwei Seitenschiffen versehen. 1448 entstand unter dem kleinen Altarraum mit vorgelagertem Chor eine Gruft, wobei der Chorraum gleichzeitig erhöht und mit einem schwerfällig wirkenden Sterngewölbe abgeschlossen wurde. Der Einbau des Gewölbes ist sowohl für die Region als auch die Entstehungszeit singulär¹⁹ und kann deshalb kaum als Ursprung oder Auslöser des folgenden Anstiegs im Bauwesen gewertet werden. Ebenfalls für seine Entstehungszeit in dieser Region einzigartig ist das Gewölbe der ref. Kirche in Lohn (vgl. Abb. 191) bei Zillis. 1462 wurde hier der Chor umgebaut, erhielt einen dreiseitigen Abschluss und wurde mit einem Gewölbe überspannt. Das Gewölbe besteht aus einem Fächer mit sechs Rippen, die an einem

runden Schlussstein zusammenlaufen – erstaunlicherweise wurde später nochmals ein ähnliches Gewölbe im Chor der ref. Kirche in Feldis im Jahr 1508 gebaut, nachdem diese durch einen Brand zerstört worden war. In seiner simplen Konstruktionsweise mit tief ansetzenden massiven Rippen erinnert das Chorgewölbe der Kirche von Lohn noch an die beiden gotischen Gewölbe in den Chören der bereits erwähnten Kirchen von Trimmis.

Während die frühen spätgotischen Kirchenbauten in Ilanz, Lohn oder Feldis als singuläre Erscheinungen zu werten sind, die keine weiteren Bautätigkeiten in ihrer Umgebung nach sich zogen, kann der eigentliche Ausgangspunkt der spätgotischen Bauentwicklungen im Norden des Kantons Graubünden in den Regionen der Bündner Herrschaft und des Prättigaus, also in den Gebieten, die dem österreichischen Vorarlberg benachbart sind, nachvollzogen werden (Abb. 40). Im Unterschied zu den oben erwähnten singulären Kirchenbauten wirkte sich der Bau des ersten Objekts im Norden

¹⁹ Die nächsten spätgotischen Gewölbe in dieser Region folgen erst um die Mitte der 1480er Jahren mit den Kirchen St. Remigius in Falera und St. Blasius in Valendas. Vgl. BATZ (2003–05), Bd. 2, S. 164–166 sowie S. 213–215.



Abb. 41: Chorgewölbe der 1457 umgebauten Steigkirche auf der St. Luzisteig.

Graubündens dergestalt auf die Region aus, dass weitere Bauten in der Umgebung realisiert wurden und sich so das bautechnische Wissen verbreiten konnte.

Die ersten beiden Bauten aus dieser frühen Zeit sind die Kirchen St. Luzius (genannt Steigkirche) auf der Luzisteig oberhalb von Maienfeld und St. Gallus in Fideris. Der Vorgängerbau der Steigkirche entstand bereits um 800 und soll von Karl dem Grossen in Auftrag gegeben worden sein. Vor 1457 begann ein tiefgreifender Um- und Ausbau der Kirche, wobei der neugebaute Chor nach Süden gewendet und bereits am 21. August 1457 durch den Churer Bischof Leonhard Wismair geweiht wurde. Der zweijochige Chor wird von einem Stern-Rautengewölbe bedeckt, das mit gefasten Rippen ausgearbeitet wurde und runde Kreuzungssteine an allen Rippenverzweigungen zeigt (Abb. 41). Ähnlich aufgebaut ist das Gewölbe im Chor der Kirche von Fideris. Die Galluskirche wurde 1460/61 anstelle einer früheren Kapelle erbaut und besitzt im zweijochigen Chor ebenfalls ein Stern-Rautengewölbe mit einfach gefasten Rippen und Kreuzungssteinen in den Rippen-

verzweigungen. Wie Poeschel schon bemerkte, wirken die Gewölbe noch ungelenk und die technische Ausführung unpräzise; die Grundlage für die folgenden spätgotischen (Stern-)Gewölbe in Graubünden sind jedoch bereits rudimentär vorhanden.²⁰ Zur gleichen Stilstufe sind die ref. Kirche von Malans (vor 1469) und die ref. Kirche von Jénins (1470) zu zählen.

2.2.2. Wegbereiter der Baubewegung nach 1460

Dass sich aus den ersten Einzelbauten eine anhaltende regionale Baubewegung entwickelte, lag an verschiedenen lokalen Gründen sowie an einigen Ereignissen um die Mitte des 15. Jahrhunderts. Zuerst muss an dieser Stelle erneut der bereits angesprochene wirtschaftliche Aufschwung in den Drei Bünden genannt werden, der einen erheblichen Anstieg der Bevölkerung mit sich brachte. Anders als in einem städtischen Umfeld verteilte

²⁰ POESCHEL (1937–45), Bd. 1, S. 92.

sich das Bevölkerungswachstum im Freistaat über ein ausgedehntes Gebiet. Nott Caviezel schreibt dazu: «Die Bevölkerungsentwicklung im gesamten Alpenraum des Spätmittelalters, die um 1500 ihre Spitze erreicht, findet in der Dynamik des Baubooms ihre Entsprechung.»²¹ Mit dem Bevölkerungsanstieg setzte auch eine neue Volksfrömmigkeit und ein «Wunsch nach mehr Kirche»²² ein. Dazu trug auch die im Spätmittelalter weit verbreitete Angst vor dem plötzlichen Tod ohne Empfang der Sterbesakramente (*mala mors*) bei, deren Ausstrahlung noch heute in ganz Graubünden durch die an den Aussenfassenden der Kirchen angebrachten Christophorus-Darstellungen zu erahnen ist: Der blosse Anblick des Heiligen und Schutzpatron der Reisenden sollte den plötzlichen Tod um einen weiteren Tag hinausschieben. Das eigene Seelenheil war den Bauern und Bürgern somit einiges wert, was sich in der finanziellen Beteiligung oder in Fronarbeit beim Bau von Kirchen niederschlug.

Ab der Mitte des 15. Jahrhunderts nahm auch die Verselbstständigung der Gemeinden in Bezug auf ihre kirchliche Zugehörigkeit zu. In der Folge trennten sich viele Filialkirchen von ihren Mutterkirchen, was den Bau zusätzlicher Kirchen und Kapellen in den neu geschaffenen Pfarrbezirken notwendig machte. Im Neu- oder Umbau einer spätgotischen Kirche spiegelten sich dann aber auch der Stolz und die Ansprüche der erstarkten Gerichts- und Kirchgemeinden wider. Poeschel schreibt in der Einleitung zur kirchlichen Architektur der Spätgotik dazu: «Wie in den Städten des Reiches sich der Aufstieg des Bürgertums in grossgeplanten Kirchenbauten manifestierte, die, bisweilen über das tatsächliche Bedürfnis weit hinausgreifend, durchaus als Repräsentation bürgerlichen Machtgefühls zu gelten haben, so fand hier das junge gemeindliche Selbstbewusstsein seinen Ausdruck in einer das ganze Land erfassenden kirchlichen Baubewegung. [...] Die Träger der nun erstarkenden Volkssouveränität waren die Gerichtsgemeinden, und dieser politischen Lage entsprach eine kulturelle Dezentralisation, die sich augenfällig in den vielen, nun gleicherweise in allen Talschaften aufwachsenden neuen Kirchen ausdrückte. Die Gemeinden sahen in der Errichtung einer schöneren und grösseren Kirche eine Angelegenheit ihrer Würde und stellten sich in ihr,

als dem sichtbaren Zeugnis ihrer Gemeinschaft, selbst dar.»²³

Eine weitere treibende Kraft hinter der kirchlichen Bautätigkeit fand sich aber just auch an der Spitze des Bistums in der Person des Bischofs Ortlieb von Brandis (1430–1491). Als Sohn des Freiherrn Wolfhard I. von Brandis wurde Ortlieb bereits 1453 zum Dekan des Domkapitels von Chur gewählt. Am 30. Mai 1458 wurde er als Nachfolger von Leonhard Wismair zum Bischof von Chur ernannt, wobei er während seiner Amtszeit auch öfters als Bauherr in Erscheinung trat; so findet sich sein Wappen als Zeichen der bischöflichen Bauherrschaft bereits in der 1460/61 erbauten Galluskirche in Fideris sowie später in Lavin, Celarina oder Bondo. Als Auftraggeber der allermeisten spätgotischen Sakralbauten müssen jedoch die Gemeinden selbst angenommen werden: «Und wenn die Gemeinden sich mit dem Bau hoher und immer höherer Kirchtürme zu überbieten versuchten, so war dies Ausdruck nachbarschaftlicher Konkurrenz und Zeichen erstarkter Autonomie zugleich.»²⁴

Zwei Ereignisse aus der frühen Amtszeit des Bischofs Ortlieb von Brandis waren jedoch für die kommenden Jahre von grösster Bedeutung und untrennbar mit dem Aufkommen einer spätgotischen Baubewegung verbunden. Zum einen erweiterte er 1467 die Kathedrale von Chur um die Laurentiuskapelle, die in ihrem zweijochigen Gewölbe erstmals gekehlte Rippen und verschliffene Rippenverzweigungen zeigte (Abb. 42), womit sie als eine Art Bindeglied zwischen den frühen Gewölben auf der Luzisteig oder in Fideris und den technisch ausgereiften Gewölben ab den 1470er Jahren fungiert. Zum anderen ereignete sich 1464 ein verheerender Brand, der fast die ganze Stadt Chur zerstörte und nur den bischöflichen Hof, den Rorschacher Hof sowie die Klöster St. Luzi und St. Nicolai verschonte. Der Chronist Ulrich Campell berichtet ausserdem, dass die Stadt einen ganzen Tag und eine ganze Nacht hindurch gebrannt haben soll:

«Anno Domini supradicto 1464, quarto nonas majas, oppidum Curia Rætorum totum incendio funesto semel periit, exceptis ipsa arce, quae episcopalis est aula, et duobus monasteriis divi Lucii extra muros et s. Nicolai Dominicanorum ordinis in infima urbis parte sitis,

²¹ CAVIEZEL (2006), S. 213–214.

²² FINZE-MICHAELSEN (2017), S. 20.

²³ POESCHEL (1937–45), Bd. 1, S. 91.

²⁴ CAVIEZEL (2006), S. 214.



Abb. 42: Das 1467 datierte Gewölbe der Laurentiuskapelle in der Kathedrale St. Mariä Himmelfahrt in Chur.

atque aula praeterea Roschachii appellata tum; ita ut per totum diem ac noctem conflagrarit, haud dissimili fere calamitate illius, qua hoc anno 1574 [...]»²⁵

Aus heutiger Sicht ist in dieser Tragödie aber auch eine positive Entwicklung zu sehen, denn der Wiederaufbau der Stadt führte Werkmeister und

²⁵ CAMPBELL (1577), S. 545. Übersetzung: «Im oben erwähnten Jahre des Herrn 1464, am 4. Mai, ging einmal die ganze Stadt Chur in einem todbringenden Feuer zugrunde, mit Ausnahme der Burg selbst, welche die bischöfliche Residenz ist, und auch die beiden Klöster des heiligen Luzius vor den Mauern und des im untersten Teil der Stadt gelegenen St. Nicolai des Dominikanerordens, sowie auch der damals Rorschach genannte Hof; so hat es durch den ganzen Tag und auch die Nacht hindurch gebrannt, nicht unähnlich jener unbändigen Katastrophe des gegenwärtigen Jahres 1574 [...]»

Steinmetze aus Süddeutschland und Österreich nach Chur, die Erfahrung und bautechnisches Wissen mitbrachten. Um den Wiederaufbau der Stadt zu beschleunigen, stellte Kaiser Friedrich III. am 30. Juli 1464 eine Urkunde aus, die den Einwohnern von Chur finanzielle Entlastung zusicherte: Der Kaiser erliess jedem, der auf den Brandstätten baute oder bauen wollte, die Hälfte der Grundzinsen, wobei die zweite Hälfte der Zinsen für die kommenden sechs Jahre ebenfalls nicht abgeliefert werden musste, sondern für den Bau selbst aufgewendet werden konnte.²⁶ Da die finanzielle Erleichterung zu Lasten des Bistums ging, kam es jedoch zum Streit, der erst mit einem zwischen Domkapitel und Stadtrat abgeschlossenen Vertrag vom 17. März 1466 beigelegt werden konnte. Das Abkommen besagte, dass alle vor dem Stadtbrand noch offenen Zinszahlungen vollständig zu begleichen, jedoch alle seither und bis zum Vertragsdatum fälligen Zinsen erlassen seien. Interessanter ist jedoch der dritte Punkt der Vereinbarung, der besagt, dass die Hälfte des Zinses von den komplett ausgebrannten Häusern für immer erlassen sei und die andere Hälfte dem Domkapitel zustehe. Daran war allerdings die Auflage geknüpft, dass das Gebäude innerhalb von sechs Jahren aufzubauen sei – falls dies nicht geschah, sollte der Wiederaufbau durch den Lehensherrn durchgeführt werden. Ursula Jecklin bemerkt hier zu Recht, dass die Urkunde auch ein Beweis dafür ist, dass nicht, wie Campell berichtete, alle Häuser der Stadt Chur beim Stadtbrand zerstört worden waren, da sich das Domkapitel vehement gegen eine allgemeine Halbierung der Zinsen wehrte und einen finanziellen Zuspruch überhaupt nur bei einer totalen Zerstörung des Gebäudes zugestand.²⁷

Beim Stadtbrand von 1464 ging auch die Martinskirche fast vollständig im Feuer auf, während die ganz in der Nähe befindliche Regulakirche von den Flammen verschont wurde, jedoch laut einem Bericht trotzdem «baufällig» war.²⁸ Der genaue Zeitpunkt für den Beginn des Wiederaufbaus der Martinskirche kann heute nicht mehr bestimmt werden, wahrscheinlich wurde mit den Bauarbeiten noch vor 1470 begonnen. Der Stadtbrand sowie das daraus resultierende Bauvolumen des Wiederaufbaus von Stadt und Kirchen führte dazu, dass fähige Werkmeister und Steinmetze nach Graubünden kamen oder gerufen wurden.

²⁶ JECKLIN Ursula (1993), S. 334.

²⁷ Ebd., S. 335.

²⁸ BATZ (2003–05), Bd. 4, S. 41.

Einer dieser Werkleute war ein gewisser Steffan Klain aus Freistadt in Oberösterreich, dessen Ankunft in Graubünden zu einem Wendepunkt in der hiesigen Auffassung der spätgotischen Architektur werden sollte.

2.2.3. Meister Steffan Klain aus Freistadt

Die Bedeutung von Steffan Klain (manchmal auch Stefan Klaindl geschrieben) für die Entstehung und Entfaltung der spätgotischen Baubewegung in Graubünden steht oppositär zu den wenigen gesicherten Quellen zu seiner Person. Schon Erwin Poeschel war voll des Lobes für Meister Steffan, den er als «Schrittmacher» der ihm folgenden Baubewegung beschrieb, denn «mit seinem Auftreten erst beginnt in unserm Gebiet eine präzise gotische Wölbtechnik mit geometrisch genauen Systemen und sauber zugerichteten Werkstücken».²⁹

Über sein Schaffen vor der Ankunft in Chur ist nur wenig bekannt, jedoch stammte Meister Steffan wohl aus einer Baumeisterfamilie, da auch sein Bruder Mathes ab spätestens 1483 durch den Bau des Chores des Katharinenmünsters in Freistadt als Werkmeister in Erscheinung trat.³⁰ Meister Steffan können dagegen vor dem Wiederaufbau der Churer Martinskirche keine Bauten eindeutig zugeschrieben werden. Möglicherweise war er zusammen mit seinem Bruder Mathes am Bau der Freistädter Frauenkirche beteiligt, was jedoch genauso Spekulation bleiben wird, wie die ihm aufgrund von «Eigentümlichkeiten des Meisters» von Benno Ulm zugeschriebenen Chöre von Leopoldschlag oder St. Oswald.³¹ Falls nicht zufällig neue zeitgenössische Quellen aufgefunden werden, bleibt Meister Steffans Schaffen vor der Martinskirche im Dunkeln. Dass er bereits vor seiner Ankunft in Chur als Werkmeister oder zumindest als Parlier tätig war, lässt zumindest der Umstand vermuten, dass er mit hoher Wahrscheinlichkeit direkt als Werkmeister für den Wiederaufbau der Martinskirche nach Chur gerufen worden war, da sich sein Steinmetzzeichen zum ersten Mal als prominent platziertes Meisterzeichen im Chor der Martinskirche zeigt.

Wann genau Meister Steffan aber in Chur ankam, lässt sich nicht bestimmen. Poeschel nimmt zwar an, dass er bereits um 1465 in Chur tätig war, vermag dies jedoch nicht mit einer Quelle zu belegen.³² Die einzige aus Meister Steffans Lebzeiten erhaltene Schriftquelle zu seiner Person besteht in der Antwort des Rates von Freistadt vom 11. Januar 1474 auf die Nachfrage des Rates der Stadt Chur nach seiner Herkunft und seinen Angehörigen:

«1474 Januar 11.

Den fursichtigen erbern und weysen dem burgermaister und rate der stat Chur unsern liebenn frewndtenn.

Unser freuntlich willig dinst bevor. Ersamen, weysen, lieben freundt. Ewr schreiben unns yetz von ewrs werchmaister und stainmetzen maister Stefans Klaindl unsers werchmaister und stainmetzen, maister Mathesen Klaindl, mitpurger hie, bruder getan, haben wir gutwillig von ewrer weyshait vernomen. In demselben ewren schreiben ir anruert, wie derselb maister Steffan lanngzeit von dem genannten seinem bruder und freunden gewesen, das im nit wissenlich, ob sy tod oder lebendig gewesen, mer wortten ewrs schreiben fuegen wir euch ze wissen, das derselb maister Steffan und maister Mathes eelich geboren, leiblich brueder und aines frummen erbern geslächts, sich erberlich und frumblich gehalten, als frummen leuten zugebürdt. Darauf bitten wir euch mit ganntzem fleyss, ir wellet demselben maister Steffan umb unsern willen in allen gebürlichen sachen ewr günstig fürdrung und guten willen beweyssen, dhainerlay hindrung noch ungemach in seinem wesen lassen zufügen, noch gestatten zu tuen, wo desgleichen von ew und den ewern an unns lanngt, wollten das zû gûit nit vergessen, sunder mit williger dannckchperkait verdienen. — Geben zû der Freyenstat an Erichstag nah Sannd Erhartstag anno septuagesimo quarto.

Burgermaister richter und rate der stat zû der Freyenstatt.»³³

²⁹ POESCHEL (1937–45), Bd. 1, S. 92.

³⁰ NÖSSLBÖCK (1942), S. 324.

³¹ ULM (1961), H. 2, S. 11. Für Mathes Klain ist die Mitarbeit an der Frauenkirche belegt und noch vor 1470 war er für den Abschluss der Bauarbeiten im Langhaus von St. Peter verantwortlich. Siehe dazu ebd., S. 14.

³² POESCHEL (1937–45), Bd. 1, S. 93.

³³ JECKLIN Fritz (1892), S. 312.



Abb. 43: Die Jahreszahl 1473 an einer Rippe im Chorgewölbe der Kirche St. Martin in Chur.

Die erhaltene Antwort des Rates von Freistadt ist aus heutiger Sicht ein Glücksfall, denn ohne dieses Schriftstück liesse sich Meister Steffan weder mit Mathes Klain noch mit seiner Herkunft aus dem oberösterreichischen Freistadt direkt in Verbindung bringen – Poeschel schrieb noch 1941, also über 50 Jahre nach der Entdeckung dieses Schriftstücks, dass Klains Herkunft noch lange in der bayerischen Oberpfalz vermutet wurde.³⁴ Das Schreiben ist aus einem anderen Grund äusserst wichtig, denn es belegt als einzige Quelle Meister Steffan als städtischen Werkmeister von Chur um 1474. Dass Meister Steffan schon früher – wohl bereits um 1470 – in Chur beschäftigt war, lässt der 1473 abgeschlossene Neubau des Chores der Martinskirche vermuten, für dessen Ausführung er als städtischer Werkmeister verantwortlich war. Das Jahr 1473 ist einerseits an einer Gewölberippe im Chor (Abb. 43) inschriftlich bezeugt, andererseits wird in einer Amtsabrechnung des Kirchenpflegers Wilhelm Bernegger vom 2. Juli 1473 vom Abschluss der Bauarbeiten am Chor gesprochen: «[...] ain volkomen rehnung getân von dem, so ob stât, ouch vom LXX vom LXXI vnd vom LXXII jâren [...] über den bûw des kors vnd all vergangen sa-

chen [...]».³⁵ Dass die Aufzählung der Rechnungen mit dem Jahr 1470 beginnt, mag vielleicht sogar ein Hinweis darauf sein, dass zu dieser Zeit mit dem Neubau des Chors begonnen wurde.

Der von ihm errichtete eingezogene Polygonalchor der Martinskirche mit seinem fein geometrisch ausgearbeiteten Rautensterngewölbe sollte schliesslich in den folgenden 50 Jahren des Baufiebers in zahlreichen Variationen in ganz Graubünden zur Anwendung kommen, womit Steffan Klain den Bautypus der spätgotischen Bündner Landkirche vordefiniert hatte. Da sich der Bau der Martinskirche über einen langen Zeitraum hinzog und wohl zeitweise auch völlig stillstand, konnte Meister Steffan mit seinem Bautrupp andere Projekte in verschiedenen Regionen des Bistums in Angriff nehmen. Die Aufträge führten ihn zuerst ins Prättigau und später über das Domleschg ins Engadin, bevor er kurz vor seinem Tod nach Chur zurückkehrte. Insgesamt kann Steffan Klain jedoch nur mit sieben Sakralbauten eindeutig in Verbindung gebracht werden, weitere rein stilistische Zuschreibungen, wie der Chor der ref. Kirche von St. Antönien oder die Pfarrkirche St. Mariä Empfängnis in Burgeis (Vinschgau), können bisher we-

³⁴ POESCHEL (1941), S. 27. Dies geht wohl auf eine irrige Zuschreibung von Fritz Jecklin zurück. Dazu JECKLIN Fritz (1892), S. 312, Anmerkung 2: «Von den drei gleichnamigen Orten Freienstadt ist wohl derjenige in Baiern gemeint.»

³⁵ BRUGGMANN (2017), S. 193. Es ist zu bedauern, dass sich aus den Jahren des Wiederaufbaus der Martinskirche nur die Abrechnungen des Kirchenpflegers und keine Amtsrechnungen des Werkmeisters erhalten haben, wie sie uns aus den Jahren 1422–1466 vorliegen. Siehe dazu ebd., S. 146–168.



Abb. 44: Inschrift und Meisterzeichen von Steffan Klain zum Abschluss der Bauarbeiten an der Martinskirche im Jahr 1491.

der durch archäologische noch schriftliche Quellen belegt werden. Ebenfalls nicht vollständig belegbar ist die Anwesenheit von Meister Steffan im heutigen Kanton Glarus, worauf jedoch eine Notiz des Historikers Georg Thürer hinweist.³⁶ Diese besteht in der Abschrift einer Urkunde von 1484, die Meister Steffan mit dem Bau der Kirche von Lintthal in Verbindung bringt. Die Kirche wurde jedoch nach 1900 abgebrochen und Untersuchungen oder Vergleiche der Gewölbekonstruktionen sind nicht mehr möglich. Der Werkkatalog von Meister Steffan umfasst somit neben der Martinskirche in Chur weiter die ref. Kirche von Langwies (1477/1488), die ref. Kirchen von Luzein (1487) und Küblis (1487/1491), den Chor der ref. Kirche in Scharans (1489) sowie die Chorbauten der ref. Kirchen von Silvaplana und Samedan (1490/91). Zum Bautrupp von Meister Steffan gehörte spätestens seit dem Bau der ref. Kirche von Luzein ein gewisser Andreas Bühler, der in Scharans und im Engadin an der Seite seines Meisters als Parlier arbeitete und ab den frühen 1490er Jahre selbstständig als Meister eine Vielzahl an Kirchen erbaute. 1491 kehrte Steffan Klain aus dem Engadin zurück und schloss mit den Gewölben im Langhaus der ref.

Kirche von Küblis und dem Langhaus der Martinskirche (Abb. 44) seine letzten Projekte ab.

Im Laufe des Jahres 1492 starb Steffan Klain an einem nicht bekannten Datum, worauf sein Amt als städtischer Werkmeister neu vergeben wurde, was aus zwei erhaltenen Empfehlungsschreiben für das Werkmeisteramt hervorgeht. Das eine lediglich auf das Jahr 1492 datierte kurze Schreiben wurde von einem Hanns von Amwerck – womit wohl Amberg in Bayern gemeint ist – verfasst, der ausserdem erwähnt, dass er unter Meister Claus von Feldkirch am Bau des Sakramentshauses in der Kathedrale von Chur beteiligt war und überdies unter Meister Steffan als Parlier am Bau einer Kirche in Mals gewirkt hatte: «ich hanns van amwerck var ziten meister klassen parlier am sackerment hauss auf den hoff und meister steffens lang zit parlier zu malss.»³⁷ Poeschel vermutet hier wohl richtig, dass es sich dabei um die Pfarrkirche Maria Himmelfahrt in Mals handelt, die 1479 neu geweiht – was in das Œuvre von Meister Steffan passen würde –, jedoch 1799 teilweise zerstört wurde und dadurch ihr ursprüngliches Gewölbe verlor.³⁸ Eine eindeutige Urheberchaft des Meisters Steffan oder eine nachweisliche Beteiligung seines Bautrupps kann deshalb nicht belegt wer-

³⁶ Für den Hinweis sei Dr. Andreas Bräm, Kunstdenkmälerinventarisator des Kantons Glarus, herzlich gedankt.

³⁷ POESCHEL (1946), S. 52.

³⁸ Ebd., S. 49.

den. Neben Hanns von Amwerck bewarb sich mit dem aus Feldkirch stammenden Balthasar Bilgeri ein zweiter österreichischer Steinmetz um das Amt des Churer Werkmeisters. Das auf den 13. Dezember 1492 datierte Schreiben³⁹ enthält sowohl eine Empfehlung vom Amann als auch vom Rat der Stadt Feldkirch. Die Stadt Chur entschied sich in der Folge für Balthasar Bilgeri, der ab 1494 als neuer städtischer Werkmeister für den Umbau der zweiten Churer Pfarrkirche St. Regula verantwortlich war, an anderen Sakralbauten jedoch nicht in Erscheinung trat.

Die Bedeutung von Steffan Klain für die Baugeschichte der Spätgotik in Graubünden wurde in der Forschungsliteratur seit jeher erkannt und kann auch aus heutiger Sicht nicht hoch genug eingeschätzt werden. Vergleicht man nur schon die Ausarbeitung der Rippen in der Laurentiuskapelle der Kathedrale (Abb. 42) und die im Chor der Martinskirche (Abb. 43), deren Ausführung nur gerade sechs Jahre auseinanderliegt, wird die sprunghafte Steigerung im bautechnischen Verständnis und Können sichtbar. Während in den meisten mitteleuropäischen Regionen sich die spätgotische Wölbkunst über lange Zeiträume hinweg aus der gotischen Baukunst bildete und weiterentwickelte, war sie im Freistaat der Drei Bünde nach der Ankunft Steffan Klains geradewegs über Nacht präsent. Als «Churrätien die gotische Weise in der Architektur hartnäckig überhörte, bis sie fast ausgeklungen war»,⁴⁰ war es also Steffan Klain, der einer neuen Architektursprache Gehör verschaffte. Durch den Bau und durch die präzise Einwölbung des Chores der Martinskirche entstand erst das Anspruchsniveau an einen solchen Sakralbau, das sich auf die vielen neuen und umgebauten Dorfkirchen übertrug. Das von Steffan Klain verbreitete bautechnische Wissen ermöglichte es, das immer grösser werdende Bauvolumen zu bewältigen, und auch das eigentliche Verlangen nach spätgotischen Formen – und somit ein wichtiger Antrieb der Baubewegung – war durch den Bau des Chores der Martinskirche erst geschaffen worden.

2.2.4. Die Sakralbauten der ersten Bauphase (1471–1491)

Nachdem die Grundlagen des spätgotischen Bauwesens im Freistaat gelegt worden waren, konnte sich die neugewonnene Baulust ab den 1470er Jahren ungehindert entwickeln. Die damals anbrechende Glanzzeit des spätgotischen Sakralbaus bis zur Reformation lässt sich in drei Phasen einteilen, die in den folgenden Kapiteln anhand der wichtigsten Bauwerke aufgearbeitet werden sollen. Die Phasen orientieren sich an den Bauwerken zweier der bedeutendsten spätgotischen Sakralbauten im Bistum Chur, was zugleich den Hauptschaffensjahren der beiden einflussreichsten Werkmeister Steffan Klain und Andreas Bühler entspricht. Die erste Phase oder Generation beginnt mit Meister Steffan und dem Wiederaufbau der Martinskirche um 1470 und endet mit dem Abschluss der Bauarbeiten 1491. Die zweite Phase setzt mit der Aufnahme der Bautätigkeiten von Meister Andreas Bühler und dem Baubeginn der ref. Kirche von Thusis ein. Diese Phase endet mit dem Abschluss der Bauarbeiten an der Kirche von Thusis 1506, wobei Andreas Bühler danach noch mindestens drei weitere Bauprojekte ausführte. Die letzte Generation wird schlussendlich nicht mehr durch einen einzelnen Baumeister oder durch einen paradigmatischen Bau gekennzeichnet, sondern durch eine freie Entfaltung über eine neue Generation von fähigen Werkmeistern, die vor der Reformation nochmals einige der schönsten Sakralbauten in Graubünden schufen.

Die erste Hauptphase des spätgotischen Sakralbaus (Abb. 45) brach also mit dem Wiederaufbau der Martinskirche um 1470 an. Ebenfalls in den 1470er Jahren begann ausserdem der Wiederaufbau der Klosterkirche St. Maria und Michael in Churwalden (1477–1502), der Neubau des Chores in der ref. Kirche von Langwies (1477) und der nachträgliche Einbau der spätgotischen Holzdecke in der ref. Kirche von St. Peter (1479). Von besonderem Interesse ist an dieser Stelle der Chorneubau der Kirche von Langwies (Abb. 46), der durch eine Inschrift nachweislich Steffan Klain zugeschrieben werden kann – die Einwölbung des Langhauses erfolgte jedoch erst um 1488 möglicherweise in Zusammenarbeit mit Andreas Bühler. Zu den frühen Sakralbauten der ersten Generation gehören zwei singuläre Kirchen im Engadin: die ref. Kirchen St. Nikolaus und Sebastian in Tschiers (1471) und San Gian in Celerina (1478). Letztere verlor bei einem Blitzeinschlag 1682 die Turmspitze, was die

³⁹ JECKLIN Fritz (1892), S. 344. «Das begern wir umb üwer ersamm wyßhayt mit genaygtem willen ze verdienen. Geben uff Sannt Lucya tag anno Lxxxij. Aman unnd raut ze Veltkirch.»

⁴⁰ POESCHEL (1937–45), Bd. 1, S. 65.

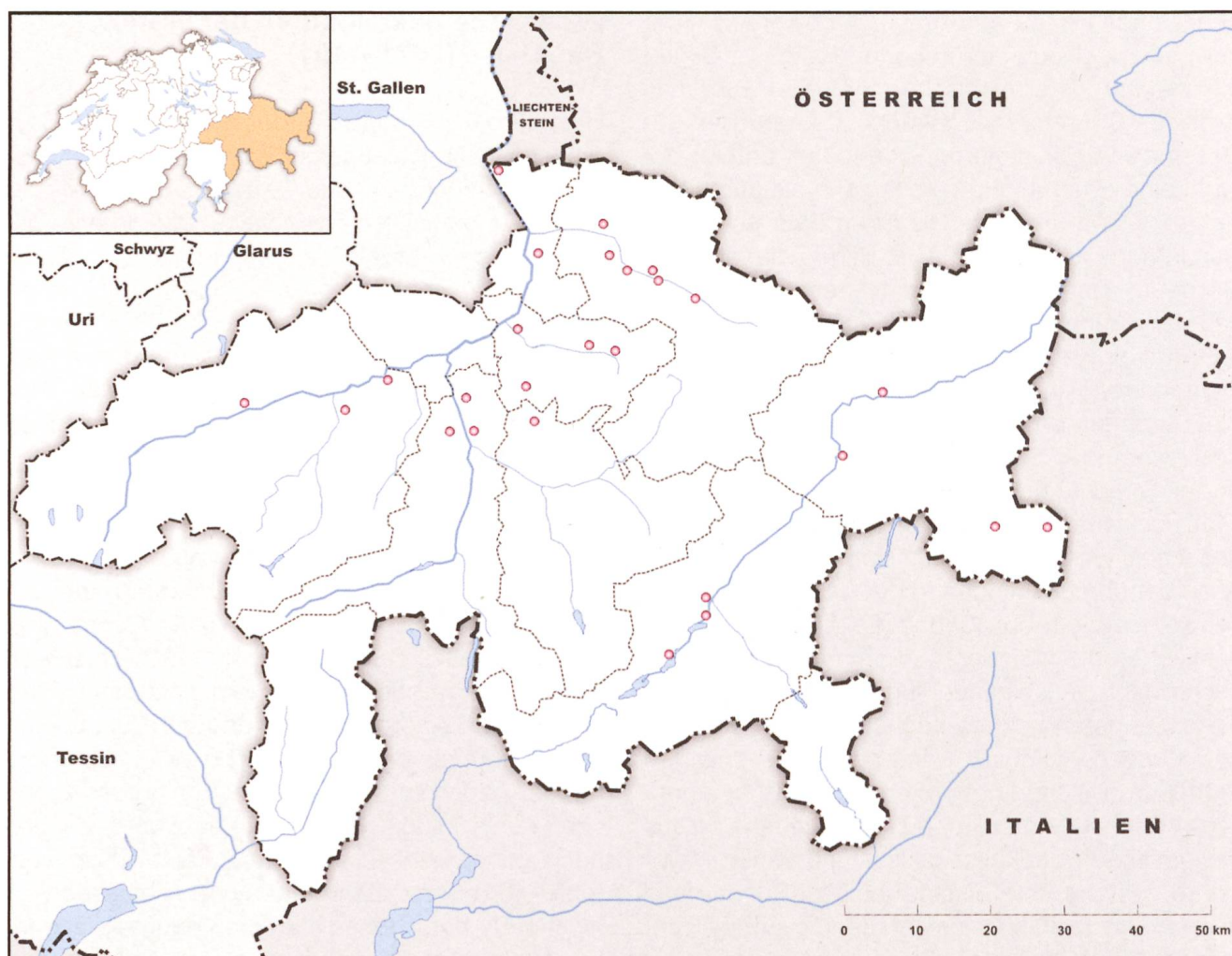


Abb. 45: Verteilung der zwischen 1471 und 1491 neu- oder umgebauten Kirchen in Graubünden.

Kirche heute zu einem markanten Wahrzeichen der Region macht.

In den 1480er Jahren verlagerte sich die Bautätigkeit wieder in die nördlichen Regionen des Kantons, wobei eine ganze Reihe Kirchen in Faler (1480), Fläsch (1480), Valendas (1483), Jenaz (1483–1485), Igis (1486), Luzein (1487), Küblis (1487/1491), Seewis (1487) und Furna (1490) gebaut wurde. Dem Bautrupp um Steffan Klain können dabei nur die Kirchen von Luzein und Küblis durch Inschriften zugeschrieben werden – die oft ebenfalls mitgezählte ref. Kirche von Jenaz ist dagegen von einem unbekannten Werkmeister mit den Initialen VG erbaut worden, worauf im entsprechenden Kapitel noch ausführlicher eingegangen werden soll.

Die Entstehung eines zweiten Zentrums zeichnete sich bereits ab der Mitte der 1480er Jahre im nördlichen Teil der Region Viamala ab mit den Kirchen von Tomils (1486), Präz (1488) und Scharans (1490). Auch hier finden sich die Namen Steffan Klain und Andreas Bühler gemeinsam in der ref.

Kirche von Scharans. Der Neubau der Scharanser Kirche (Abb. 47) wurde 1490 abgeschlossen, wobei der Chor von Steffan Klain stammte und das Langhaus von Andreas Bühler eingewölbt wurde. Durch sein Steinmetzzeichen ist der später ebenfalls als Werkmeister tätige Bernhard von Puschlav nachweisbar, der als Geselle unter Meister Steffan in Scharans das Wandtabernakel am Sakramentshäuschen fertigte. In Scharans finden sich die drei einflussreichsten Werkmeister der Spätgotik in Graubünden am gleichen Bauwerk, das zugleich einen Wendepunkt in ihrer gegenseitigen Zusammenarbeit bildet. Meister Steffans Weg führte ihn zuerst ins Engadin, wo er die Chöre der Kirchen von Silvaplana (1491) und Samedan (1491) neuerbaute und einwölbte, und schliesslich zurück nach Chur, wo er den Bau der Martinskirche vollendete (1491). Die Wege seiner beiden Mitstreiter Andreas Bühler und Bernhard von Puschlav nahmen in Scharans jedoch erst ihren Anfang, was an gegebener Stelle weiter ausgeführt werden soll.

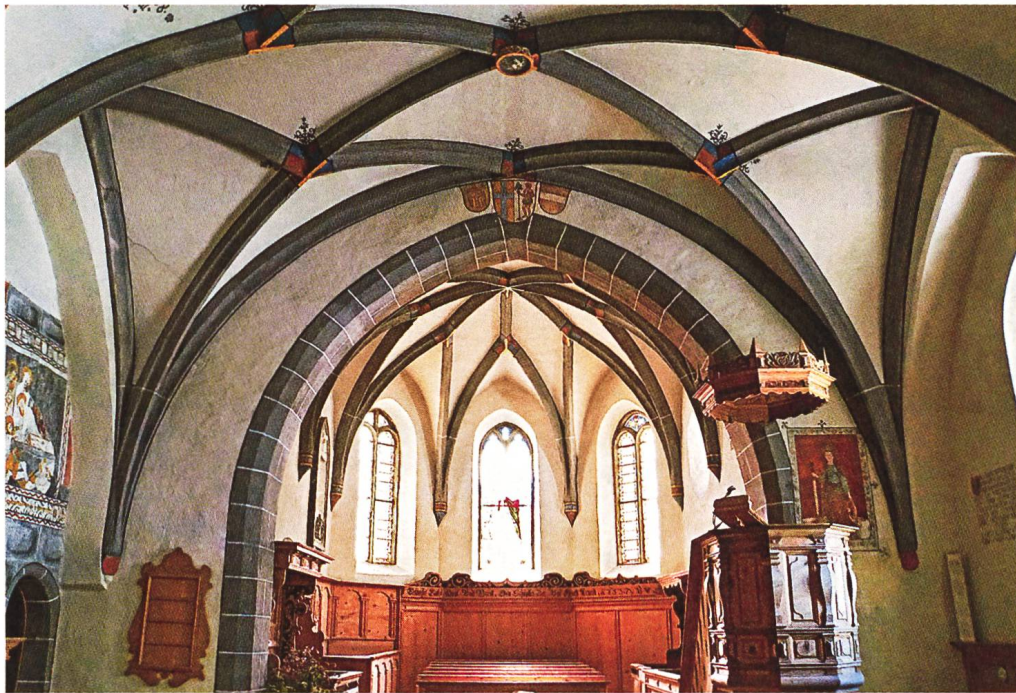


Abb. 46: Innenansicht der ref. Kirche von Langwies mit Blickrichtung nach Osten.



Abb. 47: Innenansicht der ref. Kirche von Scharans mit Blickrichtung nach Osten.

Mit dem Abschluss der Bauarbeiten an der Martinskirche endet die erste Phase der spätgotischen Bautätigkeiten im Bistum Chur. Dabei ist zu bedenken, dass eine Einteilung der spätgotischen Baubewegung in drei Phasen nicht einer festen historischen Auffassung entspricht, sondern für diese Arbeit zum einfacheren Umgang mit der grossen Anzahl an Objekten vorgenommen wurde. Im Folgenden sollen einige der Sakralbauten der ersten Phase als Fallstudien in Bezug auf ihre Gewölbe-

konstruktionen genauer betrachtet werden. Eine Liste mit «allen» Kirchen, die während der spätgotischen Bauphase in Graubünden neu- oder zumindest umgebaut wurden, findet sich im Anhang – die Liste erhebt allerdings keinen Anspruch auf Vollständigkeit, da möglicherweise einige Objekte durch spätere Umbauten heute keine eindeutig sichtbare spätgotische Substanz mehr aufweisen und deshalb ohne aufwändige Untersuchungen nicht mehr als solche erkannt werden können.



2.3. Reformierte Kirche St. Martin, Chur

Über die Bedeutung der Stadt Chur für den Freistaat der Drei Bünde und den Sitz des Bistums wurden schon einige Worte vorangehend geschrieben. Die Rolle der Pfarrkirche St. Martin am heute gleichnamigen Platz in der Churer Altstadt wandelte sich im Laufe der Zeit dagegen mehrmals. Nach ihrer Gründung im 8. oder 9. Jahrhundert scheint die Kirche bis zum Bau der Kathedrale St. Mariä Himmelfahrt eine zentrale Funktion inne gehabt zu haben. Dies änderte sich mit dem Bau der bischöflichen Kathedrale und das religiöse Zentrum des Bistums verlagerte sich auf den Hof. Die Bedeutung der Martinskirche steigerte sich mit der Ankunft von Johannes Comander und der Reformation im Freistaat schlagartig wieder, was die Martinskirche aus mehreren Gründen heute zu einer der bedeutungsvollsten Kirchen im Kanton Graubünden macht. Was die Martinskirche abseits der Reformation aus bautechnischer Sicht besonders macht, soll im Folgenden geklärt werden.

2.3.1. Baugeschichte

Die Geschichte der Martinskirche beginnt natürlich nicht erst mit dem Churer Stadtbrand, sondern reicht bis ins 8. Jahrhundert zurück, als sie in einer zwischen 769 und 800 entstandenen Urkunde als Eigentümerin des Grundstücks am Fusse unterhalb des bischöflichen Hofes erwähnt wurde.⁴¹ Damit ist die Martinskirche neben der Kathedrale die älteste der noch erhaltenen Kirchen der Stadt Chur, wobei nicht bekannt ist, wann genau sie zur Pfarrkirche erhoben wurde.⁴² Die nächste Erwähnung fand die Martinskirche am 16. Januar 958, als König Otto I. der bischöflichen Kirche die halbe Stadt Chur, die Kirche St. Martin und andere Kirchen sowie die Münze und den Zoll schenkte, was darauf hinweist, dass die Martinskirche zuvor eine königliche Eigenkirche war.⁴³ Aus dem Mittelalter erfahren wir nur noch, dass das Kloster St. Luzi im Jahr 1218 mit dem Domkapitel Güter tauschte,

damit der Friedhof von St. Martin vergrössert werden konnte.⁴⁴

Der karolingische Vorgängerbau war ein typischer rätischer Dreiapsidensaal mit einer lichten Weite von ca. 11.5 m und einer Länge bis zum Ansatz der Apsiden von ca. 19.6 m (Abb. 49).⁴⁵ Beim Stadtbrand von 1464 brannte die Martinskirche zwar vollständig aus, die karolingischen Mauern blieben jedoch teilweise erhalten, wodurch die jeweils ca. 65 bis 75 cm dicken Nord- und Südmauern (Abb. 50) beim Wiederaufbau des Langhauses in den Neubau miteinbezogen werden konnten – die Westwand stammt dagegen aus der spätgotischen Bauphase. Die Einteilung der Jochdimensionen des wiederaufgebauten Langhauses durch Dreiteilung des karolingischen Grundrisses muss schon früh im Bauprozess erfolgt sein, da das Langhaus um exakt diese Jochbreite nach Osten zum Chorneubau hin verlängert wurde.

Die komplizierte Abfolge der ersten spätgotischen Bauphase wurde bereits überzeugend in einer äusserst präzisen Arbeit von Georges Descœudres und Augustin Carigiet⁴⁶ dargestellt, weshalb im Folgenden nur auf die für die Analyse des Gewölbebaus relevanten Erkenntnisse eingegangen werden soll. Bis 1473 wurde der Chor von Grund auf neu errichtet, wobei zu diesem Zeitpunkt wohl erst eine provisorische Dachdeckung bestand. Dendrochronologische Untersuchungen der Hölzer in der Dachkonstruktion über dem Chor und dem Langhaus ergaben, dass der heutige Dachstuhl frühestens im Jahr 1488 entstanden sein kann, wobei die Zerrbalken sogar erst 1495/96 datiert wurden.⁴⁷ Die Einwölbung des Langhauses und die Fertigstellung der Kirche bis 1491 fand also bereits unter dem heute noch bestehenden Dach statt, die Einwölbung des Chores jedoch noch unter einer temporären Dachstruktur. Der lange Zeitabstand zwischen der Einwölbung des Chores und jener des Langhauses könnte so gedeutet werden, dass ein Gewölbe im Langhaus

⁴¹ BUB I, Nr. 24, S. 27: «alium agrum super Salubrium modios VIII, confinatus subter in ipsa Uia mediana, da supra in Aurelii coloni et da una parte in sancti Martini [...]»

⁴² SENNHAUSER (1979), S. 199 sowie POESCHEL (1937–45), Bd. 7, S. 10.

⁴³ BUB I, Nr. 115, S. 95–96. Die Vermutung, dass St. Martin eine königliche Eigenkirche war, geht auf POESCHEL (1937–45), Bd. 1, S. 233 zurück.

⁴⁴ BUB II (neu), Nr. 601, S. 115–116.

⁴⁵ DESCŒUDRES / CARIGIET (1990), S. 270–273. Descœudres und Carigiet weisen darauf hin, dass die karolingische Martinskirche von den Dimensionen her zwischen St. Peter in Mistail und St. Johann in Müstair liegt, jedoch im Vergleich einen leicht gestreckten Grundriss hatte.

⁴⁶ Ebd., S. 273–280.

⁴⁷ Ebd., S. 278. Die Dendroproben wurden vom Laboratoire Romand de Dendrochronologie in Moudon analysiert.

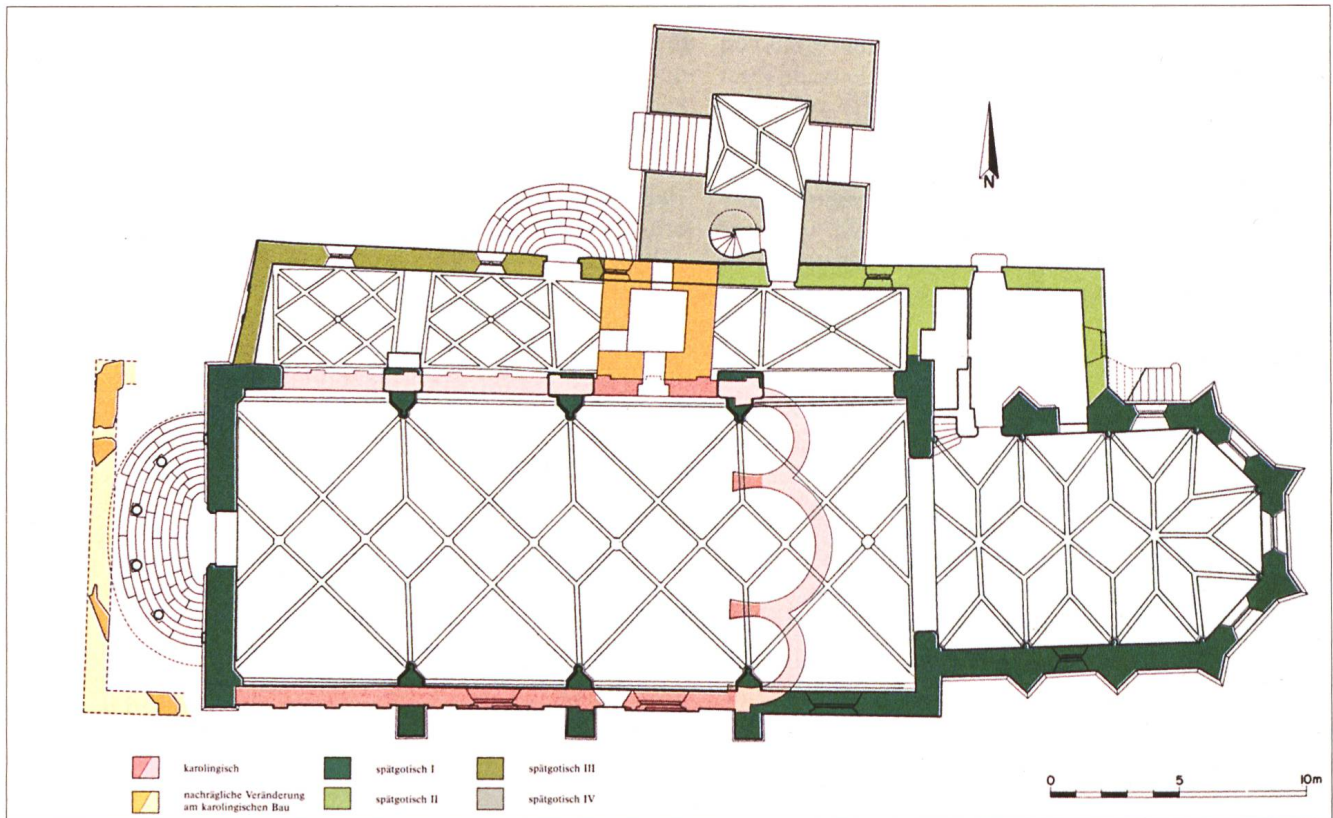


Abb. 49: Bauphasenplan der Kirche St. Martin von Georges Descœudres und Augustin Carigiet mit eingezeichneter Gewölbefiguration.



Abb. 50: Die Südwand der Martinskirche mit den noch sichtbaren karolingischen Blendarkaden.

ursprünglich gar nicht geplant war. Für ein von Anfang an geplantes Langhausgewölbe spricht allerdings die klare Jocheinteilung, aus der sich auch die Verlängerung zum Chorneubau hin ergab. Die wenigen schriftlichen Quellen schaffen hierbei leider keine Klarheit, da in den Amtsrechnungen der 1470er Jahre nicht weiter differenziert immer nur vom «bûw» gesprochen wurde.⁴⁸

Während der Neubau des Chores innerhalb weniger Jahre abgeschlossen werden konnte, kam es beim Wiederaufbau des Langhauses immer wieder zu längeren Unterbrüchen, weshalb sich die Arbeiten an der Martinskirche bis 1491 hinstreckten. Nach heutigen Erkenntnissen lassen sich nur die Arbeiten am Chor zwischen 1470 und 1473 sowie die Arbeiten am Dachwerk und am Langhausgewölbe zwischen 1488 und 1491 nachweisen – was nach 1473 und vor 1488 an der Martinskirche gearbeitet wurde, lässt sich weder durch schriftliche noch archäologische Befunde klären. Da die Baustelle möglicherweise eine längere Zeit stillgelegt worden war, mussten zumindest die karolingischen Mauern gesichert werden, wobei vielleicht sogar das Langhaus so weit hochgemauert wurde, dass bereits im provisorisch gedeckten Rohbau erste Gottesdienste durchgeführt werden konnten. Der Unterbruch in den Bauarbeiten passt zudem auch in die längeren Aufenthalte von Meister Steffan und die Ausführung weiterer Kirchen im Prättigau, Domleschg und Engadin bevor er nach Chur zurückkam und die Arbeiten an der Martinskirche vollendete. Im Frühjahr 1490 war der Rohbau bereits so weit abgeschlossen, dass der Rat der Stadt Zürich am 19. Juni den Churer Ratsleuten einen Glasmaler für die Fenster der Martinskirche empfahl, und laut einer zweiten Urkunde wurde 1492 von einem gewissen Hans Frei von Memmingen ein Meister zur Erstellung eines Altars für die Martinskirche nach Chur entsandt.⁴⁹

Nach Meister Steffans Tod im Jahr 1492 war die Martinskirche zwar für die bereits stattfindenden Gottesdienste ausgestattet, die Bauarbeiten am nördlichen Seitenschiff und am Turm gingen jedoch nach einem mehrjährigen Unterbruch weiter. Der alte Turm der Martinskirche (vgl. Abb. 49) bestand wohl bis zum Ende des 15. Jahrhunderts und teilte das nachträglich angefügte Seitenschiff in zwei Teile. Der Anbau des Seitenschiffs könnte noch unter Meister Klain begonnen worden sein, da das Seitenschiff die gleichen Rippen aus Sca-

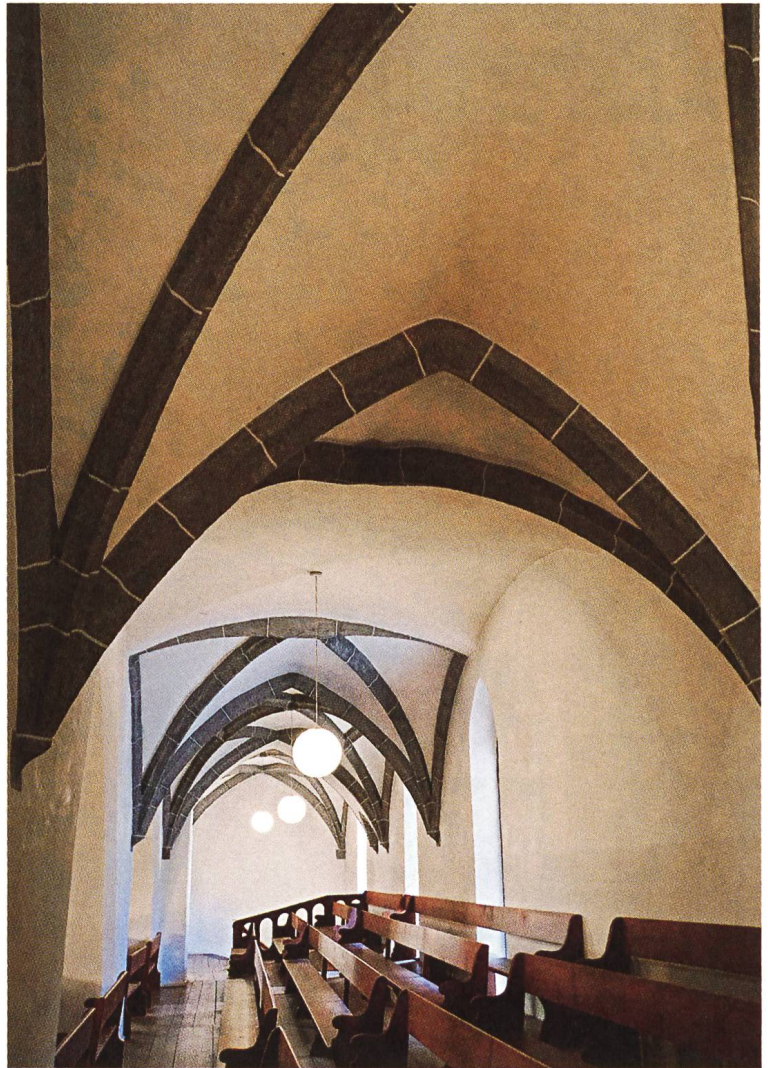


Abb. 51: Blick nach Westen auf der Empore im nördlichen Seitenschiff: Die freie Stelle ohne Gewölberippen markiert den Standort des ursprünglichen Turmes.

lärastein aufweist und die Einwölbung vor dem Abbruch des alten Turmes geschehen sein muss, da am Standort des alten Turmes das Gewölbe unterbrochen wurde (Abb. 51). Falls die Einwölbung des Seitenschiffs noch unter Meister Steffan ausgeführt wurde, dann jedenfalls unter einer temporären Überdachung, da das heutige Dach über dem Seitenschiff und der Sakristei dendrochronologisch auf 1494–1497 datiert werden konnte.⁵⁰ Poeschel verwies weiter auf zwei Einträge von 1505–1509 im Rechnungsbuch, als die Ausgabe für neue Glocken abgerechnet und bereits vom Abbruch des alten Turmes gesprochen wurde.⁵¹

⁴⁸ BRUGGMANN (2017), S. 191–194.

⁴⁹ JECKLIN Fritz (1890), S. 381–382.

⁵⁰ DESCŒUDRES / CARIGET (1990), S. 278.

⁵¹ POESCHEL (1937–45), Bd. 7, S. 234. «Summa annder gemain außgeben von den glogken auch den Thurm abzu-
brechen und andres [...] mer annder gemain ußgeben
umb Holtz, Zimmern, Ziegel, gloggen sail crutzifix.»



Abb. 52: Die Kirche St. Martin von Westen: Der Turmhelm und der Baldachin über dem Eingangsportal stammen aus der Renovationskampagne von 1917/18.

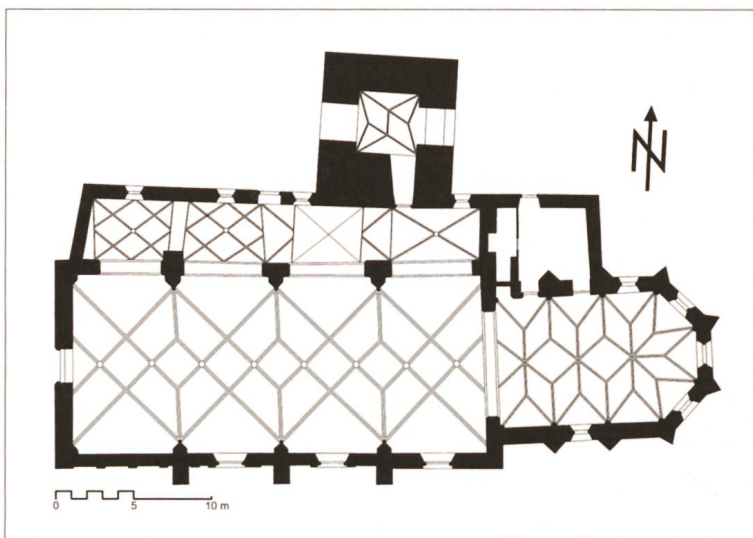


Abb. 53: Grundriss der Martinskirche mit Gewölbefiguration, aus Messungen mit Laserscanner und Tachymeter generiert.

Die genaue Abfolge der Bauarbeiten lässt sich daraus nicht ableiten, es scheint jedoch, als ob Anfang des 16. Jahrhunderts sowohl mit dem Abbruch des alten Turms als auch mit der Errichtung des neuen Turm begonnen wurde, wobei dieser erst um 1534 vollendet werden konnte.

Die Martinskirche präsentiert sich heute in ihren wesentlichen Teilen als Resultat mehrerer spätgotischer Bauphasen, die sich nach dem Stadtbrand von den frühen 1470er Jahren bis zur Vollendung des Turms 1534 über ein halbes Jahrhundert hingen. Nur zwei grössere spätere Eingriffe in die spätgotische Bausubstanz sind hierbei noch zu vermerken: 1889 musste die Wächterstube einem neugotischen Turmaufsatz weichen, der bei den Renovationsarbeiten der Architekten Schäfer & Risch 1917/18 wieder zurückgebaut und durch den markanten hohen Spitzhelm ersetzt wurde – bei den Renovationsarbeiten wurde ausserdem der Dachwalm über dem Portal an der Westfassade angebaut (Abb. 52).⁵² Die letzte Renovationskampagne wurde 1987 bewilligt und 1990 abgeschlossen, wobei sowohl innen und aussen eine ganze Reihe an Arbeiten ausgeführt wurden und unter anderem auch die Gewölbe überarbeitet bzw. neu verputzt wurden.⁵³ Im Zuge dieser umfassenden Renovationskampagne konnten auch diverse archäologische Untersuchungen durchgeführt werden, die von Georges Descœudres und Augustin Carigiet geleitet und publiziert wurden.

2.3.2. Gewölbekonstruktion

Als grösste spätgotische Kirchenanlage des Kantons Graubünden besitzt die Martinskirche beeindruckende Gewölbe in Chor und Langhaus (Abb. 53). Im Chor (13.5 × 8.2 m) entschied sich Meister Steffan für ein Rautenstern-, im Langhaus (26.2 × 9.6 m) für ein Parallelrippengewölbe. Beide Figurationen sind keine eigenen Schöpfungen, sondern nehmen direkten Bezug auf die Bauten Peter Parlers in Prag, die in ganz Europa rezipiert wurden. Der Rautenstern des Chorgewölbes zitiert dabei das Gewölbe im Durchgang des Altstädter Brückenturms (1360–1370), und das Parallelrippengewölbe des Langhauses der Martinskirche findet sein Vorbild im 1385 vollendeten Gewölbe im Chormittelschiff des Veitsdoms. Von der Figuration im Chorgewölbe findet sich ein erhalte-

⁵² JEGHER (1920), S. 7–8.

⁵³ BATZ (2003–05), Bd. 4, S. 34.

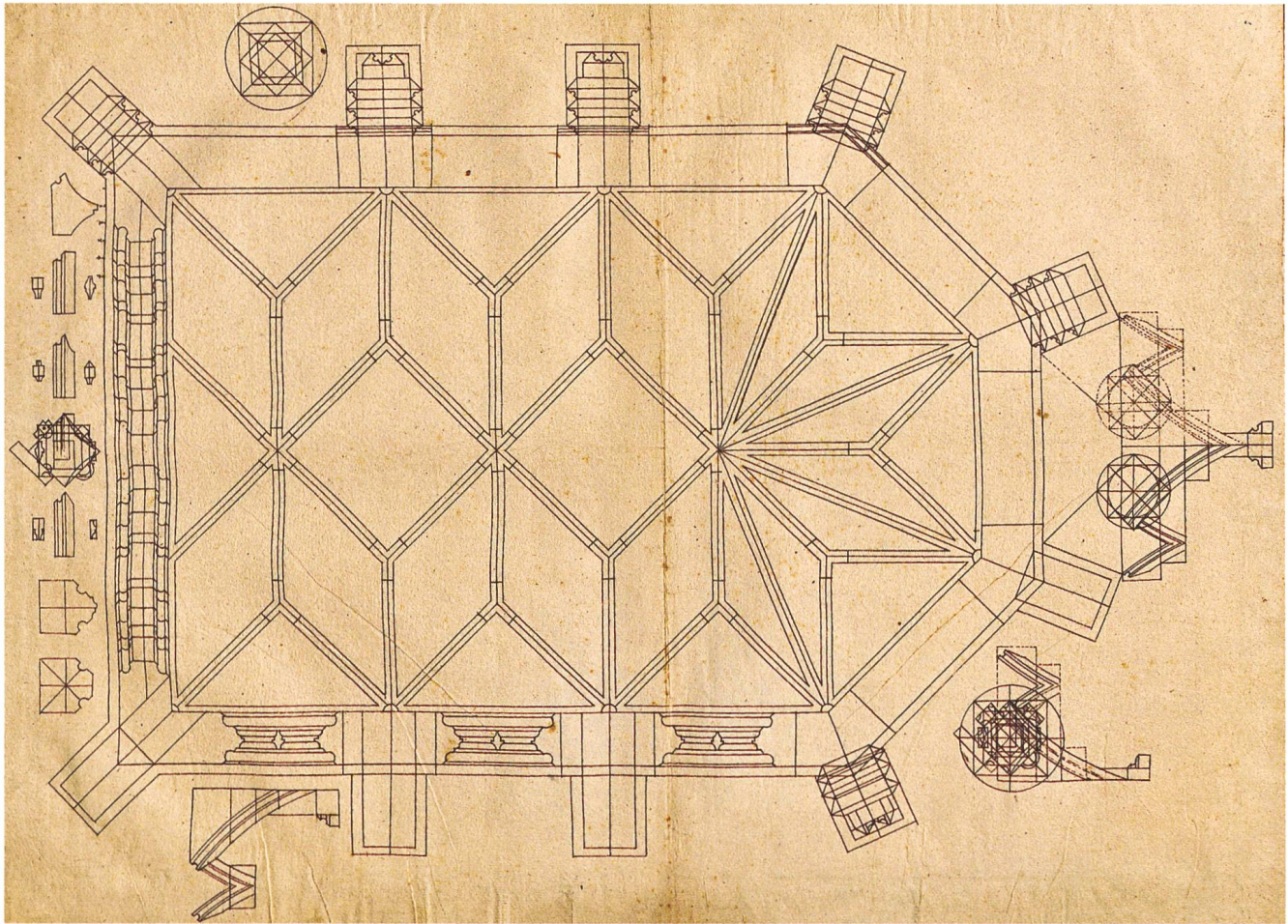


Abb. 54: Planriss eines Chorgewölbes mit Rautensternfiguration aus der Sammlung Nicolai (Band 5, Fol. 99r).

ner Planriss in der Sammlung Nicolai (Abb. 54), der durch die Ausarbeitung und einige Details, wie die irrtümlich schräg an den Chorbogen angeschlossenen Strebpfeiler oder den Falz in der Planmitte, an den Planriss des Haspelsterngewölbes (vgl. Abb. 21) erinnert und damit wahrscheinlich von der gleichen Quelle stammt. Im Gegensatz zu den ausgeführten Gewölben von Peter Parler in Prag oder Meister Steffan in Chur wird im Planriss der Sammlung Nicolai eine feinere Unterteilung im Chorschluss vorgeschlagen, die den Einbau eines einseitig äusserst komplexen Schlusssteines vorausgesetzt hätte.

Über den Planungsprozess beider Gewölbefiguren wurde bereits ausführlich geforscht und publiziert.⁵⁴ Laut Stefan Bürger lassen sich beide Gewölbefiguren im Grundriss herstellen, indem ein einfaches Kreuzgewölbe in Längsrichtung des Raumes zwischen den Gurtrippen halbiert und auseinandergezogen wird, wodurch eine Binnenfläche entsteht. Durch Ausweitung dieser Binnenfläche konnte die lichte Weite des

Gewölbes theoretisch verdoppelt werden, jedoch soll im Falle des Veitsdoms mit Dritteln und Vierteln gearbeitet worden sein.⁵⁵ Im direkten Vergleich mit den im entsprechenden Kapitel zum Gewölbebau vorgestellten Planungsprozessen scheint dieses Vorgehen jedoch kaum zu den aus den Werkmeisterbüchern und Planrissen überlieferten präzisen Methoden mit Zirkel, Richtscheit und Proportionen zu passen. Auch funktioniert das vorgeschlagene Vorgehen nur im Grundriss, denn die im Aufriss auseinandergezogenen Diagonalrippen eines Kreuzgewölbes würden durch das Einfügen eines Binnenraums zu Stichkappen umfunktioniert, was unweigerlich zu sehr komplizierten Problemen in eben diesem eingefügten Binnenraum führen würde.

Auch Meister Steffan ging in Chur einen anderen Weg, um den Mittelteil im Grundriss zu definieren: Die Gewölbefiguren in Chor und Langhaus lassen sich direkt aus den Dimensionen der Joche ableiten. Für den Chor beträgt die lichte Weite das Zweieinhalbfache der Jochbreite, wo-

⁵⁴ Vgl. BÜRGER (2008), S. 653–679.

⁵⁵ Ebd., S. 666–668.

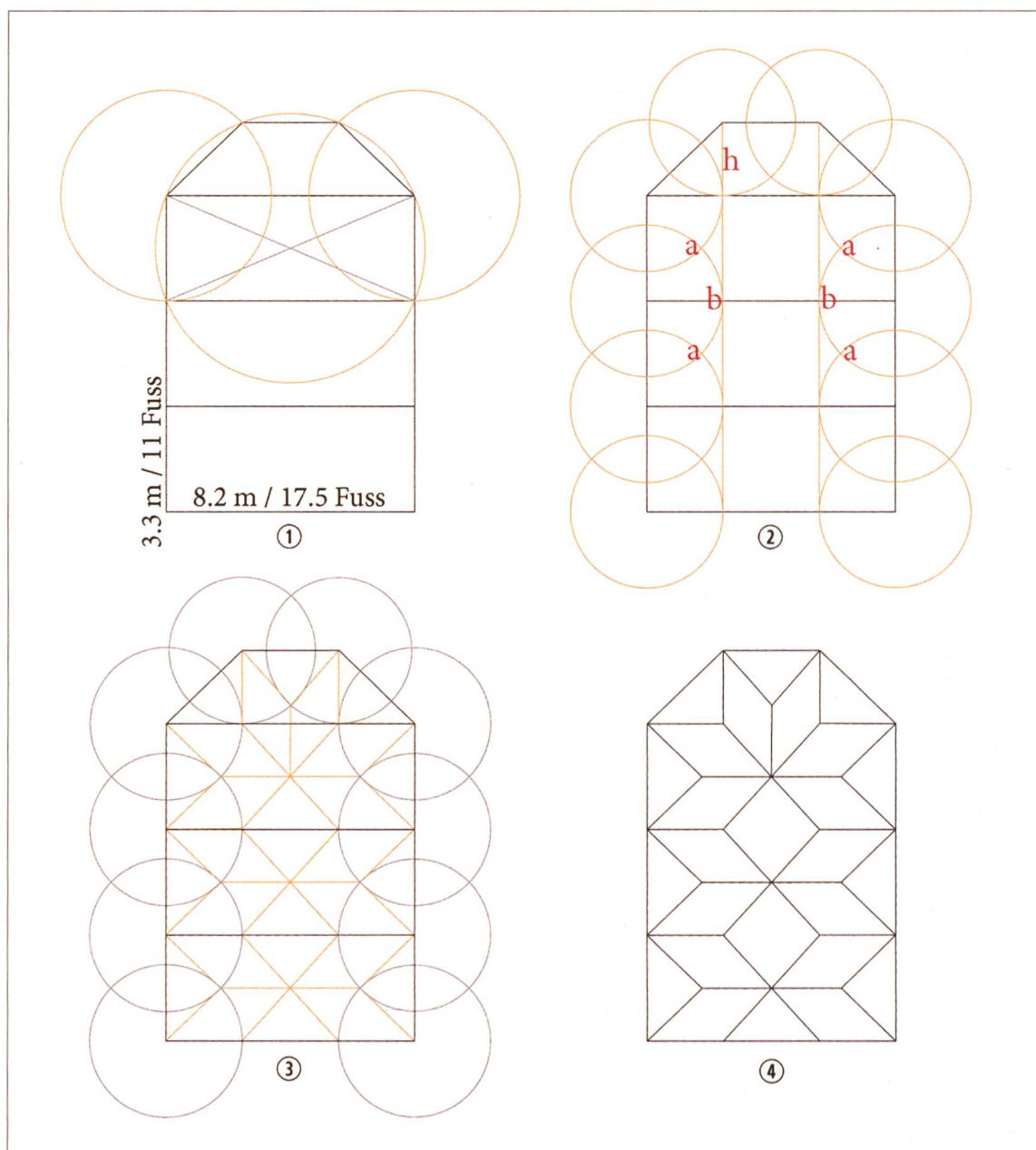


Abb. 55: Schematische Darstellung des möglichen Vorgehens beim Entwurf des Chorgewölbes.

bei der Chorschluss als gleichschenkliges Trapez durch Abtragen der Jochdiagonale im Mittelpunkt des letzten Jochs abgesteckt wird (Abb. 55). Die Höhe h des Trapezes ergibt nun den Kreistradius, der von den Ecken jedes Jochs mit dem Zirkel abgetragen wird, wodurch die benötigten Kreuzungspunkte bei a für die Stichkappen und b für die Raute entstehen. Im Gegensatz zum Gewölbe im Durchgang des Altstädter Brückenturms in Prag befinden sich die Rauten im Chorgewölbe der Martinskirche somit nicht auf der gleichen Höhe wie die Kreuzungspunkte der Stichkappen. Der Bezug auf die Chorschlussentiefe scheint in der vorgeschlagenen Abfolge willkürlich gewählt, jedoch ergeben sich mit dieser Annahme alle anderen

Abmessungen zwanglos, während Versuche einer Konstruktion des Chorgrundrisses über die Winkel misslingen, da das tachymetrische Aufmass keine einfachen Winkel oder Proportionen ergibt.

Die Grundrissgeometrie des fast zwei Jahrzehnte später vollendeten Langhausgewölbes lässt sich noch einfacher aus den Jochmassen ableiten (Abb. 56). Für die Dimensionierung der Joche wird ein Seitenverhältnis von 2:3 gewählt; die Jochbreite wird nun von den Anfängern aus mit dem Zirkel abgetragen, wodurch sich auf den Gurtrippen die Schnittpunkte bei a ergeben. Die Schnittpunkte definieren sowohl die gegenüberliegenden Ecken der mittleren Raute als auch die Länge des gegenüberliegenden Teilstücks der

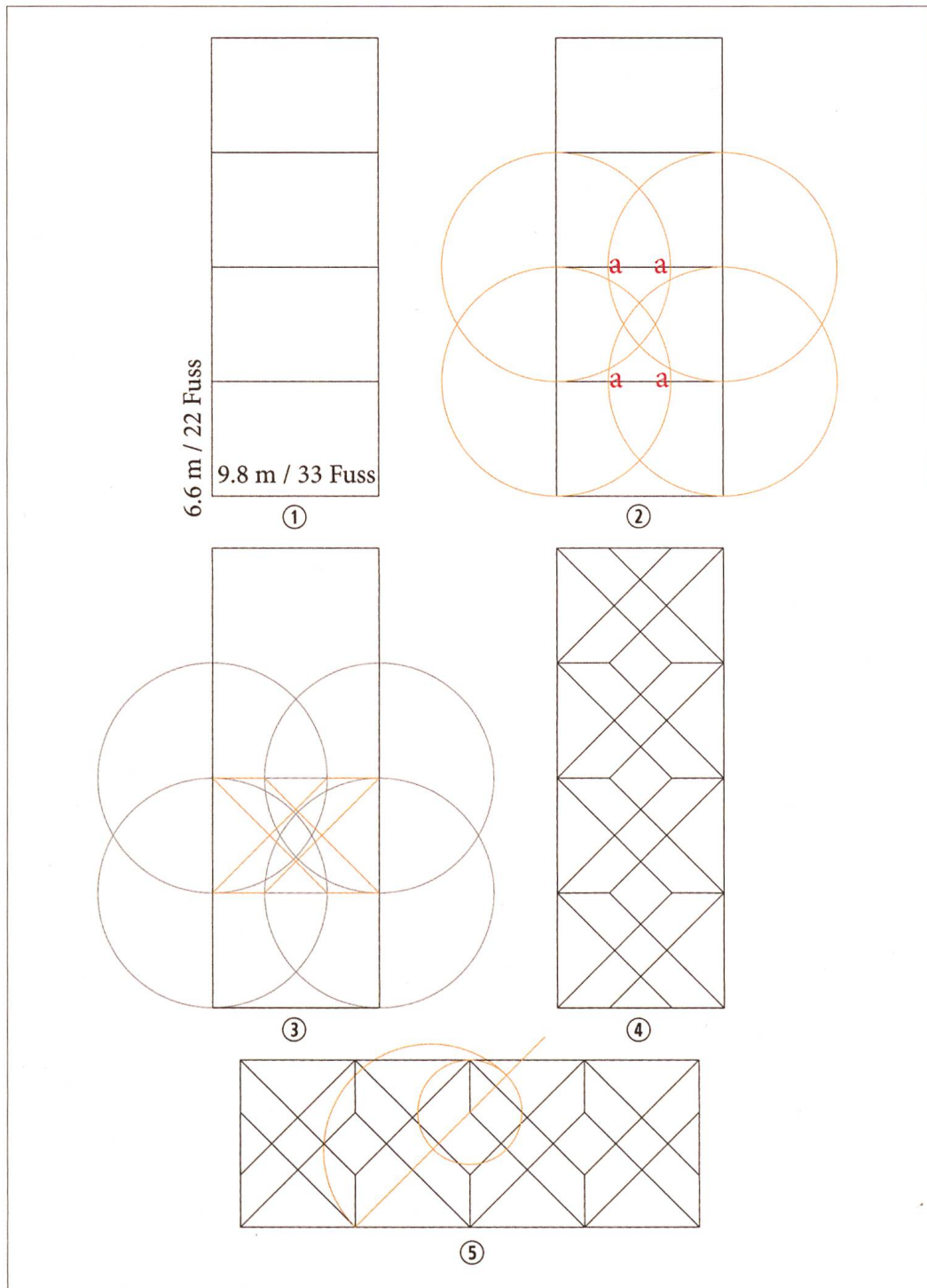


Abb. 56: Schematische Darstellung des möglichen Vorgehens beim Entwurf des Langhausgewölbes.

Gurtrippe. Somit sind alle benötigten Kreuzungspunkte bereits bekannt und können verbunden werden. Daraus ergeben sich die Rippenzüge im Dreidimensionalen als einmal geknickte Halbkreisbogen mit vertikalen Tangenten an den Anfängern und horizontalen Tangenten im Scheitel.

Um auch die Aufrissgeometrie und Krümmungsradien der Gewölbe in der Martinskirche genauer analysieren zu können, wurden die Rip-

penverläufe mit Hilfe eines reflektorlosen Tachymeters vermessen (Abb. 57). Ein Tachymeter ist ein Winkelmessinstrument oder Theodolit, mit dem einzelne Punkte im Raum durch die Laufzeit und Phasenverschiebung eines ausgesendeten und reflektierten Licht- oder Laserstrahls schnell und präzise bestimmt werden können. Für die Berechnung der Bogenradien wurden entlang des Rippenintrados einzelne Punkte in kurzen Abstän-

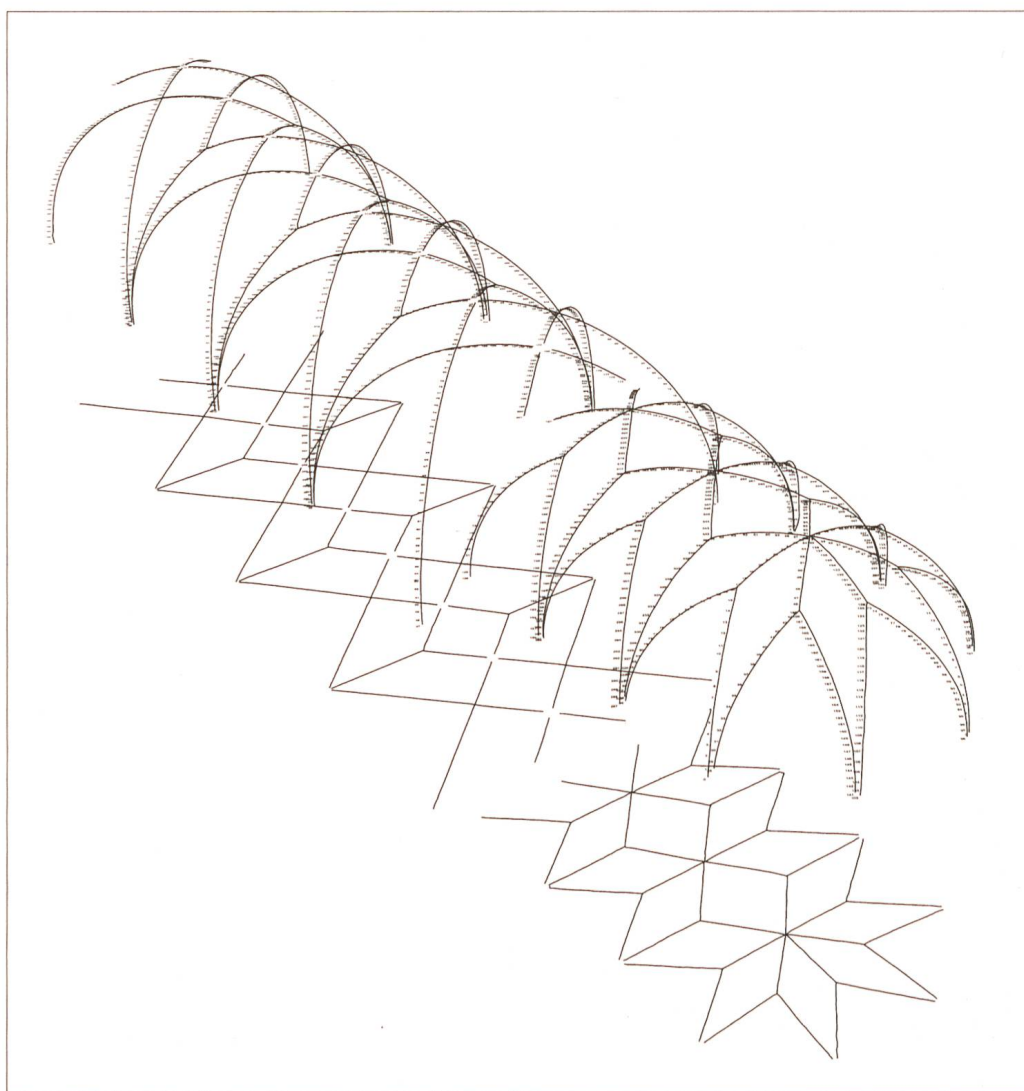


Abb. 57: Tachymetrisches Aufmass der Gewölberippen in der Martinskirche und Projektion der Rippenfiguration.

den von ca. 10 cm eingemessen. In der Martinskirche wurden so total 1833 Einzelmessungen durchgeführt, davon 730 im Chor und 1103 im Langhausgewölbe. Der Verlauf der Rippenzüge kann damit äusserst präzise als Polylinie in einem CAD-Programm dargestellt werden, woraus wiederum die exakten XYZ-Werte der Einzelpunkte extrahiert werden können. Die Auswertung der Bogenradien erfolgt anschliessend mittels einem von Stefan M. Holzer entwickelten Rechenprogramm, das auf der Methode der kleinsten Quadrate basiert.

Im Langhaus der Martinskirche konnten insgesamt 20 komplette Rippenzüge mit und ohne Knick im Verlauf vom Anfänger bis zum Scheitel analysiert werden. Die Bogenradien der Rippenzüge liegen zwischen 5.925 m und 6.066 m, wobei die durchschnittliche Abweichung aller 730 Messpunkte zum idealen Bogen bei 0.0079 m liegt. Eine exakte Tabelle mit allen ausgewerteten Rippenzügen für

alle Objekte findet sich im Anhang. Als Mittelwert des Radius für alle Rippenzüge ergibt sich 6.013 m (Mittelabweichung = 0.059 m), was fast genau 20 Churer Fuss entspricht. Der errechnete Bogenradius stimmt weiter exakt mit der halben Länge der geknickten Diagonalrippe im Grundriss überein (Abb. 56, Nr. 5). Die Rippen für die Gewölbe im Langhaus konnten somit alle mit einem einheitlichen Radius hergestellt werden, was die Produktion deutlich vereinfachte und beschleunigte.

Auf den ersten Blick komplizierter scheint die Bogenausragung der Rippen im Chorgewölbe. Die Berechnung der einzelnen Rippenzüge führt zu abweichenden Ergebnissen, die allerdings zu nur zwei verschiedenen Kreisbögen gehören: Das Chorgewölbe ist im Gegensatz zum Langhausgewölbe somit nicht mit einem einzelnen einheitlichen Bogenradius ausgeführt worden. Der im Mittelwert kleinere Bogenradius von 4.232 m (knapp

über 14 Churer Fuss) wurde bei den Rippenzügen verwendet, die vom Anfänger als Gurtrippe zum Punkt *b* (vgl. Abb. 55) und von dort in zwei Richtungen zu den Schlusssteinen verlaufen. Der grössere Radius von 4.801 m (16 Churer Fuss) wurde bei den restlichen Rippenzügen verwendet, die somit vom Anfänger über Punkt *a* zum Schlussstein hin verlaufen. Die beiden verwendeten Radien unterscheiden sich also um exakt 2 Churer Fuss. Zu den Berechnungen der Bogenradien ist weiter anzumerken, dass die Kreuzungssteine bei *a* und *b* teilweise zu tief liegen und dadurch die anschließenden Rippenzüge zum Schlussstein hin steiler zulaufen. Diese Unstimmigkeiten hängen möglicherweise mit kleineren Bewegungen im Chorgewölbe zusammen, die bereits kurz nach der Vollen- dung durch Setzung oder fehlende Auflast auf den Aussenwänden aufgetreten sein könnten, falls es vor 1488 wirklich nur ein provisorisches Dach gab.

Damit die Gewölbe in der Martinskirche überhaupt ausgeführt werden konnten, mussten die Aussenwände zuerst darauf ausgelegt werden. Beim Chorneubau war dies keine grosse Schwierigkeit, denn die Wandstärke konnte von Beginn an eingeplant werden und an den stärker belasteten Stellen, an denen der Gewölbeschub auf die Mauer trifft, wurde der Querschnitt mit Dreieckslisenen erweitert (Abb. 58). Da beim Wiederaufbau des Langhauses das karolingische Mauerwerk miteinbezogen wurde, musste die Wandstärke vor allem an der Südseite vergrössert werden: Sowohl aussen als auch innen (vgl. Abb. 48 und Abb. 50) wurden an den Jochgrenzen um die Gewölbeanfänger durch den Anbau von Streben der Mauerquerschnitt massiv erhöht. Dabei wurde nicht nur die Wand zur Aufnahme des Gewölbeschubs vorbereitet, sondern durch die Bemessung der Innenstreben auch die bereits vorgegebenen Langhausdimensionen für den Einbau der Gewölbe optimiert – ein Kunstgriff, der uns bei den nachträglich eingewölbten Sakralbauten noch öfters begegnen wird.

Wie bereits in den einführenden Kapiteln zum spätgotischen Baubetrieb in Graubünden erwähnt, wurden die Rippen aus dem nur regional vorkommenden Scalärastein hergestellt, wobei die Verwendung von einheitlichen Bogenradien sowohl im Chor als auch im Langhaus den Gebrauch von Schablonen bei der Vorfertigung der Rippenstücke nahelegt. Die Längen der verbauten Rippenstücke (Fugenabstand) variieren im Langhaus zwischen ca. 0.4 bis max. 1.2 m, wobei die längeren Rippenstücke in den unteren Teilen bei den Anfängern zu

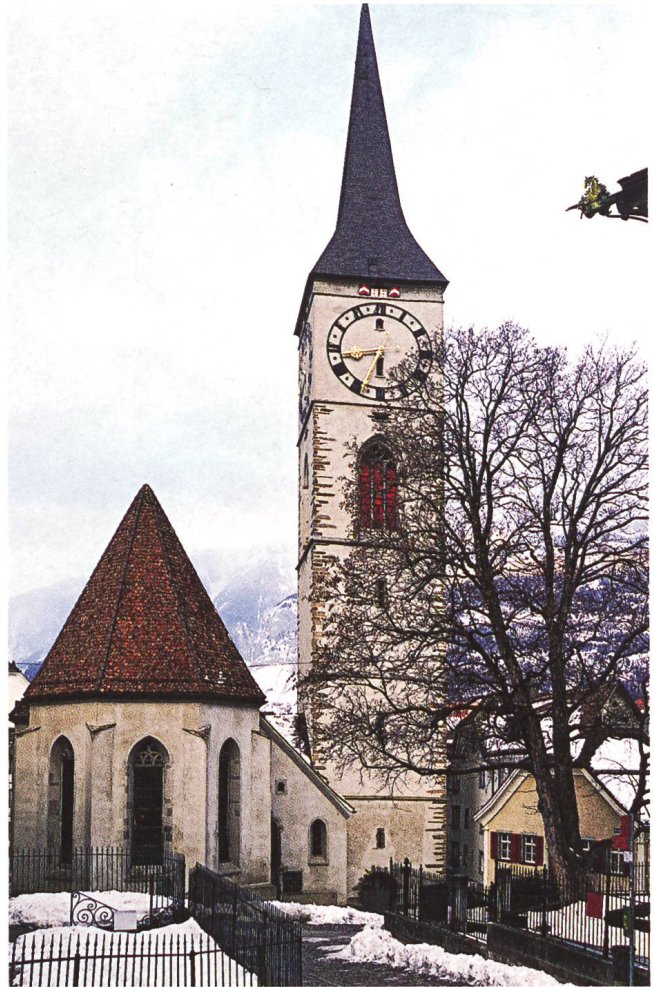


Abb. 58: Die Kirche St. Martin von Osten mit den markanten Dreieckslisenen am Chor.

finden sind (vgl. Abb. 48). Sowohl im Langhaus als auch im Chor treten Rippen mit Längen von entweder um 0.6 m oder um 0.85–0.9 m – also Längen von 2 und 3 Churer Fuss – am häufigsten auf. Derartige relativ kurze Rippenstücke mit einheitlichen Bogenradien waren einfacher zu produzieren, zu transportieren und zu versetzen, was die Bauprozesse beschleunigte und die Baukosten verringerte. Die von den Standardlängen abweichenden, noch kürzeren Rippensteine liegen immer nahe den Kreuzungspunkten, was zu erwarten ist, da man wohl zunächst die Schlusssteine auf dem Lehrgerüst versetzte und dann von den Anfängern her die Rippenbögen ausführte, wobei im Anschluss zum Schlussstein jeweils eine Lücke blieb, die mit einem kürzeren Stück ausgefüllt werden musste.⁵⁶

Ebenfalls bereits angesprochen wurde die für die Region aussergewöhnliche Verwendung von Backsteinen bei der Ausführung der Gewölbekap-

⁵⁶ VOIGTS (2015b), S. 52.



Abb. 59: Die Verwendung von Backsteinen im Gewölbe der Martinskirche lässt sich vom Dachraum aus an einigen wenigen Stellen ohne abschliessende Mörtelschicht gut erkennen, wie hier an einer der nördlichen Stichkappen im Langhaus.



Abb. 60: Detailaufnahme eines Backsteins im Langhausgewölbe der Martinskirche.

pen (Abb. 59). Obwohl zwischen dem Einwölben des Chors und des Langhauses fast zwei Jahrzehnte vergingen und die Produktion von Backsteinen sich in der Region wahrscheinlich erst zu entwickeln begann, änderte sich das Format der verbauten Backsteine nicht, wobei die Dimensionen in Chor und Langhaus bei $31\text{--}32 \times 7 \times 15\text{--}16\text{ cm}$ liegen (Abb. 60). Die Kappen wurden in einem regelmässigen Kufverband aus Läufnern gemauert, was bedeutet, dass die Backsteine parallel zur Fläche stehen, wodurch halbsteinstarke Kappen von $15\text{--}16\text{ cm}$ gebildet werden. Zum Vergleich: Ähnlich weit spannende Gewölbe aus Bruchstein in Graubünden besitzen in der Regel eine Kappenstärke von 1 Churer Fuss, also ca. 30 cm . Der regelmässige Kufverband kann ein Hinweis auf die Verwendung einer vollflächigen Schalung bei der Einwölbung sein. Um dies genauer analysieren zu

können, wurde aus Laserscans ein Höhenschichtenplan⁵⁷ erstellt (Abb. 61). Hier zeigt sich in den steileren Partien über den Anfängern ein gerader Verlauf der Schichten, teilweise sogar mit negativer Krümmung, was wahrscheinlich durch eine leichte Durchbiegung der Schalung verursacht wurde. Freihändiges Wölben kann damit wohl ausgeschlossen werden, weil dafür die Gewölbekappen eine Busung aufweisen müssten. Die fehlende Busung kann auch im Gewölbescheitel der Martinskirche nachvollzogen werden: Im Langhaus bilden sich zwar noch flache Kuppeln in den einzelnen Jochen, die Gewölbekappen im Chor gehen hingegen schon in die Richtung eines Tonnengewölbes.

Die Verwendung von Backsteinen in den Gewölben der Kirche St. Martin ist nicht nur für die Region ungewöhnlich, sondern auch durch die Art der Verwendung. Da ein Backsteingewölbe nur ungefähr halb so stark ist wie ein Bruchsteingewölbe, verringert sich der Gewölbeschub, wodurch auch die Dimensionen der Stützpfeiler reduziert werden können. Dazu kommt, dass durch die Verwendung von Backsteinen das freihändige Mauern der Gewölbekappen theoretisch möglich gewesen wäre. Die Höhenschichtenpläne zeigen jedoch, dass diese Technik wahrscheinlich nicht angewendet und stattdessen auf eine aufwändige und kostspielige Schalung – oder zumindest auf

⁵⁷ Die Ungenauigkeiten im nordöstlichen Chorbereich der Martinskirche entstanden aufgrund der Orgel, die Teile des Gewölbes im Scan verdeckt.

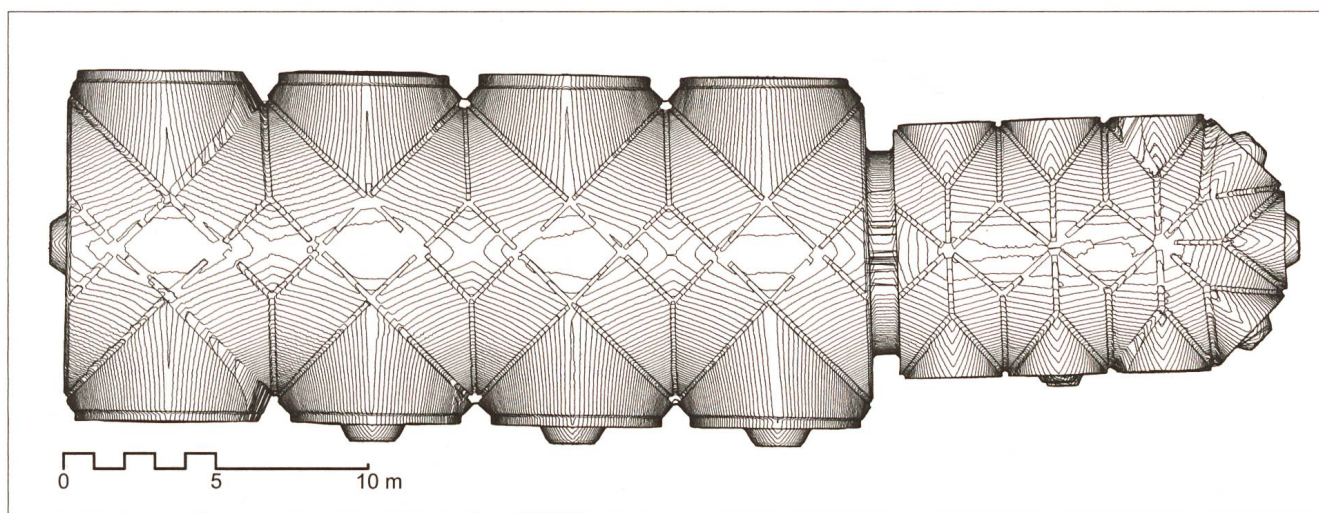


Abb. 61: Höhenschichtenplan der Gewölbe in der Martinskirche mit Abständen von 0.1 m.

eine temporäre Hilfskonstruktion aus zwischen die Rippenzüge gelegten Latten zur Unterstützung und Formgebung der Backsteinschichten⁵⁸ – gesetzt wurde. Aus bautechnischer Sicht blieb die Verwendung von Backsteinen somit grösstenteils folgenlos, da das Potential dieses Materials nicht ausgeschöpft wurde. Auch aus wirtschaftlicher Sicht können keine Vorteile erkannt werden, da die Materialkosten für Backsteine sicherlich viel höher waren als für Bruchsteine. Die höheren Kosten für Backsteine würden dann auch erklären, warum nur die Gewölbekappen aus diesem Material gefertigt wurden, nicht aber die Aussenwände und die stützenden Bauteile. Die Wahl und Anwendungsbereiche der jeweiligen Materialien könnte andererseits aber auch durch die Präferenzen, Erfahrung und Gewohnheiten des ausführenden Bautrupps erklärt werden, wobei zur baubetrieblichen Konstellation einer solchen Werkstatt für die spätgotische Bauphase in ganz Graubünden keine direkten Quellen existieren.⁵⁹

2.3.3. Einordnung

Auf die Bedeutung der Churer Martinskirche als Prototyp für die folgenden Jahre des intensiven Baubetriebs wurde bereits an verschiedenen Stellen hingewiesen. Es lässt sich aus heutiger Sicht

kaum mehr erahnen, welches Erstaunen der 1473 abgeschlossene Chorbau bei der Bevölkerung der Stadt Chur und anderer Regionen hervorrief. Es ist Descœudres und Carigiet deshalb unbedingt beizupflichten, wenn sie schreiben: «Die Konzeption des sowohl das Langhaus wie auch das Chor umfassenden Gewölbebaus bei St. Martin entspringt Vorstellungen, wie sie den meisten spätgotischen Pfarrkirchen im Deutschschweizer Mittelland fremd waren.»⁶⁰ Tatsächlich orientierten sich die spätgotischen Kirchen auf dem Gebiet der heutigen Schweiz – auch die wenigen vor 1470 in Graubünden entstandenen Sakralbauten – an einem Raumkonzept mit schlicht gewölbtem Chor und flachgedecktem Langhaus. Zur Verdeutlichung sei hier darauf hingewiesen, dass vor dem Bau der Martinskirche auf dem Gebiet des heutigen Kantons Graubünden nur die Churer Kathedrale ganzheitlich gewölbt war.

Durch die Konzeption und Ausführung der Kirche St. Martin wurde überhaupt erst das Anspruchsniveau für einen zeitgenössischen Sakralbau geschaffen, das sich in der Folge in alle Täler des Freistaats ausbreitete und sich auf die vielen neuen und umgebauten Dorfkirchen übertrug. Das von Steffan Klain verbreitete bautechnische Wissen ermöglichte es, das immer grösser werdende Bauvolumen zu bewältigen, und auch das eigentliche Verlangen nach spätgotischen Formen war durch den Bau des Chores der Martinskirche erst geschaffen worden.

⁵⁸ Erstmals publiziert bei SCHULLER (1989), S. 206–208. Ähnliche Befunde konnten von Guillermo Reynés in der Kathedrale von Mallorca gemacht werden, vgl. FUENTES/WUNDERWALD (2019), S. 158–162.

⁵⁹ Eine der wenigen detaillierten Aufarbeitungen zur Belegschaft eines lokalen Bautrupps bzw. einer Werkstatt findet sich bei BISCHOFF (1999), S. 357–374.

⁶⁰ DESCŒUDRES/CARIGIET (1990), S. 280.

Meister Johann

14. 10. 91



160	1	2	4
731	1	-	3
76	1	4	6
516	1	-	5

W. 8. N.
antio. P. h. l. l. a. n.



Jesus spricht: Siehe ich bin bei euch
alle Tage bis an der Welt Ende
Matth. 28. 20



2.4. Die Baugruppe im Prättigau

Das Prättigau erstreckt sich über rund 40 km von der Klus im Westen bis nach Klosters im Osten, wobei die Talschaft seitlich von Gebirgszügen begrenzt wird. Funde aus der Bronze- und Römerzeit sowie aus dem Frühmittelalter lassen vermuten, dass das Tal bereits früh besiedelt worden war. Im Hoch- und Spätmittelalter wechselte durch dynastischen Erbgang öfters die Herrschaft, bis die drei Gerichte in Schiers, Castels und Klosters zusammen mit sieben weiteren Gerichtsgemeinden am 8. Juni 1436 den Zehngerichtebund gründeten.

Die ersten kirchlichen Gründungen fanden sich bei Ausgrabungen in den 1950er Jahren in Schiers und datieren ins Frühmittelalter, möglicherweise sogar ins 5. Jahrhundert. Urkundlich fand die Kirche von Schiers im Frühjahr 1101 ihre früheste Erwähnung⁶¹, wobei die Kaplaneien von Grünsch, Schuders, Küblis und Fideris direkt von Schiers abhängig und diejenigen von St. Antönien, Luzein, Furna und Jenaz nur zugeordnet waren.⁶² Im Jahr 1222 wird ausserdem erstmals das Prämonstratenserkloster St. Jakob in Klosters⁶³ erwähnt, an dessen Stelle heute die ref. Kirche steht.

Aus den verschiedenen Kaplaneien entwickelten sich im 15. Jahrhundert neue Pfarreien und Kirchgemeinden, was dazu führte, dass fast jedes Dorf eine neue Kirche bauen oder eine bisherige umbauen liess. Zur frühen spätgotischen Baugruppe gehören die ref. Kirchen von Jenaz, Luzein und Küblis, die im Folgenden genauer besprochen werden sollen. Bis zur Reformation wurden ausserdem die Kirchen von Serneus, Seewis, Furna, St. Antönien, Klosters, Valzeina, Schuders, Conters und Schiers neu- oder umgebaut. Das Prättigau stellt damit praktisch einen eigenen kleinen «Bauboom», der vom Stolz und Ehrgeiz dieser Region erzählt. Auch die Reformation wurde von Jakob Spreiter von St. Antönien aus konsequent vollzogen, so dass bis zum Ende des 16. Jahrhunderts alle Gemeinden reformiert waren – das Kloster St. Jakob hob sich dabei sogar selbst auf.⁶⁴

2.4.1. Baugeschichte der ref. Kirchen von Küblis und Luzein

Die ref. Kirche von Küblis wurde ab 1464 wieder aufgebaut, nachdem die romanische St. Nikolaus-Kapelle durch einen Murgang zerstört worden war. Aus der Gründungsurkunde von 1464 geht ausserdem hervor, dass zu dieser Zeit die Pest wütete und der Priester der Mutterkirche in Schiers wegen des Hochwassers den Kranken die Sterbesakramente nicht erteilen konnte.⁶⁵ In der Folge löste sich Küblis von der Mutterkirche, stellte einen eigenen Priester an und begann sofort mit dem Neubau einer vergrösserten Kirche. Der erste Neubau war wohl bereits 1472 abgeschlossen, was 1864 noch in einer heute nicht mehr sichtbaren Inschrift festgehalten war.⁶⁶ 1487 vollendete Steffan Klain den neuen Chorbau mit einem Haspelsterngewölbe und wölbte in einer zweiten Bauphase im Jahr 1491 auch das bestehende Langhaus nachträglich mit einem Rautengewölbe ein, wobei beide Jahreszahlen durch Inschriften mit Meister Steffans Meisterzeichen belegt sind (vgl. Abb. 62). Das Langhaus war bis 1491 noch von einer Holzdecke überdeckt, was heute im Dach gut nachvollzogen werden kann, da die Wand des Triumphbogens über den Gewölben verputzt ist. Die ursprüngliche Holzdecke lag also höher als das später eingezogene Gewölbe im Langhaus, wahrscheinlich etwa auf der gleichen Höhe wie der Scheitel des Chorgewölbes. Ob und wie das Dach bei der nachträglichen Einwölbung des Langhauses angepasst werden musste, kann heute leider nicht mehr nachvollzogen werden, da das ursprüngliche Dach nach einem Blitzeinschlag im Jahre 1531 ausbrannte. Die Jahreszahl 1531 für den Wiederaufbau der Dachstruktur findet sich als Rötelschrift auf der verputzten Wand über dem Triumphbogen zusammen mit einigen unleserlichen Graffiti und einem Vermerk zu einem späteren Neubau des Dachwerks: «Christian Hartman[n] hat aufgericht [...] nemlich den Stuohl im Jahr 1741»⁶⁷ (Abb. 63).

⁶¹ BUB I, Nr. 217, S. 171–172.

⁶² FINZE-MICHAELSEN (2017), S. 14.

⁶³ BUB II (neu), Nr. 613, S. 123–124.

⁶⁴ FINZE-MICHAELSEN (2017), S. 35–36.

⁶⁵ SAULLE HIPPENMEYER (1997b), S. 33–38.

⁶⁶ POESCHEL (1937–45), Bd. 2, S. 122. Poeschel schreibt, dass die Inschrift 1864 noch zu sehen, 1882 jedoch bereits verschwunden war. Woher er diese Informationen hat, erwähnt er leider nicht.

⁶⁷ Ebd., S. 126. Die unteren zwei Zeilen der Inschrift sind heute nur noch schwer zu entziffern, weshalb hier auf



Abb. 63: Die verputzte Chorbogenwand über dem Gewölbe mit einem Graffitto zum Neubau des Daches im Jahr 1537.

Der geostete Chorraum (7.3 × 5.7 m) ist eingezogen, um drei Stufen erhöht und wird von einem Haspelsterngewölbe über zweieinhalb Joche abgeschlossen. Die einfach gekehlten, weiss getünchten Rippen entspringen aus acht schlanken halbrunden Diensten. Die beiden Schlusssteine zeigen eine farbige Rosette und den österreichischen Bindenschild, was einzigartig für diese Region ist. An der Aussenseite des Chors findet sich mit den Dreiecklisenen⁶⁸ ein weiteres typisches Merkmal der spätgotischen Kirchenarchitektur im österreichischen, süddeutschen und bündnerischen Raum. Die Dreiecklisenen werden von Steffan Klain schon am Chor der Martinskirche in Chur verwendet, dessen Bau im Jahr 1473 bereits abgeschlossen war, was durch eine prominent neben dem östlichsten Schlussstein an einer Rippe angebrachten Jahreszahl bezeugt wird. Den Dreiecklisenen können nicht nur schmückende

Eigenschaften zugesprochen werden, wie in der Forschungsliteratur oft zu lesen ist, sondern durch ihre korrespondierende Lage zu den Diensten im Innern und als Verstärkung des Wandquerschnitts durchaus auch eine statische Funktion.⁶⁹ Die Frage ist hier eher, ob es sie aus einer statischen Sicht überhaupt braucht oder ob der Gewölbeschub bei so geringen lichten Weiten auch allein durch die eher massiv ausfallenden Wände aufgenommen werden könnte. Gegen eine statische Notwendigkeit sprechen jedenfalls die vielen Beispiele von Chorbauten, die ganz ohne oder, wie im Falle der ref. Kirche von Thusis, mit völlig unterproportionierten Dreiecklisenen auskommen.

Nur wenige Kilometer entfernt von Küblis steht in Sichtweite die ref. Kirche von Luzein, die auf einen nicht weiter datierbaren Vorgängerbau zurückgeht, der 1222 durch Papst Honorius III. als Eigentum des Klosters Churwalden erstmals erwähnt wurde.⁷⁰ Dieser Vorgängerbau wurde um 1480 niedergelegt, wobei nur der Turm bestehen

die Abschrift von Erwin Poeschel zurückgegriffen werden musste. Das letzte Wort in der zweiten Zeile konnte nicht entziffert werden und fehlt auch in Poeschels Abschrift.

⁶⁸ CAVIEZEL (2006), S. 225–227.

⁶⁹ HOLZER (2013), S. 271–274.

⁷⁰ POESCHEL (1937–45), Bd. 2, S. 100.



Abb. 64: Innenansicht der ref. Kirche von Luzern und Detailaufnahme der Steinmetzzeichen: Ganz rechts das Zeichen von Steffan Klain, links daneben das von Andreas Bühler und ganz links das Zeichen eines unbekannten Steinmetzes.

blieb und bei den folgenden Bautätigkeiten eine Erhöhung erhielt. Der Neubau der Kirche von Luzern erfolgte durch Steffan Klain, der mit seinem Steinmetzzeichen und der Jahreszahl 1487 über der Orgel im Chor den Abschluss der Arbeiten quittierte. Während das Langhaus (14.6 × 8.8 m) von einer polygonalen Holzdecke abgeschlossen wird, findet sich im Chor wiederum ein Haspelsterngewölbe. Das Chorgewölbe erstreckt sich über zwei Joche, die von einer durchlaufenden Gurtrippe getrennt werden. An ebendieser Gurtrippe finden sich in der Nähe des Scheitels drei

Steinmetzzeichen (Abb. 64): das von Steffan Klain (rechts), das von Andreas Bühler (Mitte) und ganz links, etwas weiter nach unten versetzt das eines unbekannten Steinmetzen.

In Luzern erscheint also zum ersten Mal das Steinmetzzeichen von Andreas Bühler neben dem seines Meisters, jedoch bleibt sein Name in der Meisterinschrift noch ungenannt. Dies ändert sich bereits ein Jahr später, als Meister Steffans Bauptrupp die hochmittelalterliche Kirche von Langwies einwölbte, wobei in der Meisterinschrift nun erstmals auch das Steinmetzzeichen von Bühler



Abb. 65: Extrados der ref. Kirche Küblis mit massiven Bruchsteinkappen, die bis über die Schwelle der Dachkonstruktion reichen.

zu finden ist. 1490 teilen die beiden schliesslich beim Neubau der Kirche von Scharans die Arbeit unter sich auf, wobei Meister Steffan den Chor und Meister Andreas das Langhaus erstellte. In Luzein nahm die Karriere von Andreas Bühler unter Meister Steffan spätestens ihren Anfang, wobei er in den darauffolgenden Jahren zunehmend aus dem Schatten seines Meisters trat.

Es ist auch nicht auszuschliessen, dass Bühler bereits in Luzein als Parlier bei Klain tätig war und den Neubau geleitet hat, was auch die Anbringung der Steinmetzzeichen auf gleicher Höhe im gleichen Feld unterstreicht. So konnte Meister Steffan neben dem Neubau in Luzein gleichzeitig auch den Chor der Kirche von Küblis bauen und einwölben. Es überrascht also nicht, dass der Chorraum der Kirche von Luzein (6.9×6.0 m) in seinem Aufbau praktisch identisch mit demjenigen der Kirche von Küblis ist und an der Aussenseite ebenfalls die typischen Dreieckklisenen besitzt – auch die Rippenprofile der beiden Gewölbe sind zueinander kongruent. Die beiden Chorräume unterscheiden sich nur in der durchlaufenden Gurtrippe, der Anzahl Joche und durch die leicht grössere lichte Weite in Luzein.

2.4.2. Die Haspelsterngewölbe

Im Folgenden soll die Geometrie der Gewölbe von Luzein und Küblis genauer analysiert werden. Beide Kirchen zeigen auf den ersten Blick identische Chorgewölbe und im Falle der ref. Kirche von Küblis ein nachträglich eingebautes Gewölbe im Langhaus. Auch die Gewölbekappen wurden in beiden Kirchen wie zu erwarten auf einer vollflächigen Schalung aus Bruchstein gebaut, wobei die Kappen scheinbar stumpf an die Seitenwände stossen und nicht in Vertiefungen einbinden. Obwohl an keiner Stelle die Stärke der Kappen genau gemessen werden konnte, scheint es sich in beiden Kirchen um Stärken von etwa 1 Werkschuh zu handeln, was vor allem die über die Seitenwände reichenden Gewölbescheitel vermuten lassen – im Falle der ref. Kirche von Küblis führte dies dazu, dass beim Dachneubau von 1537 die Zerrbalken weiter oben an den Sparren angesetzt werden mussten (Abb. 65).

Betrachten wir zuerst die Geometrie der Gewölberippen in der ref. Kirche von Küblis genauer. Das hier erbaute Haspelsterngewölbe lässt bereits die Verwendung eines einheitlichen Radius vermu-

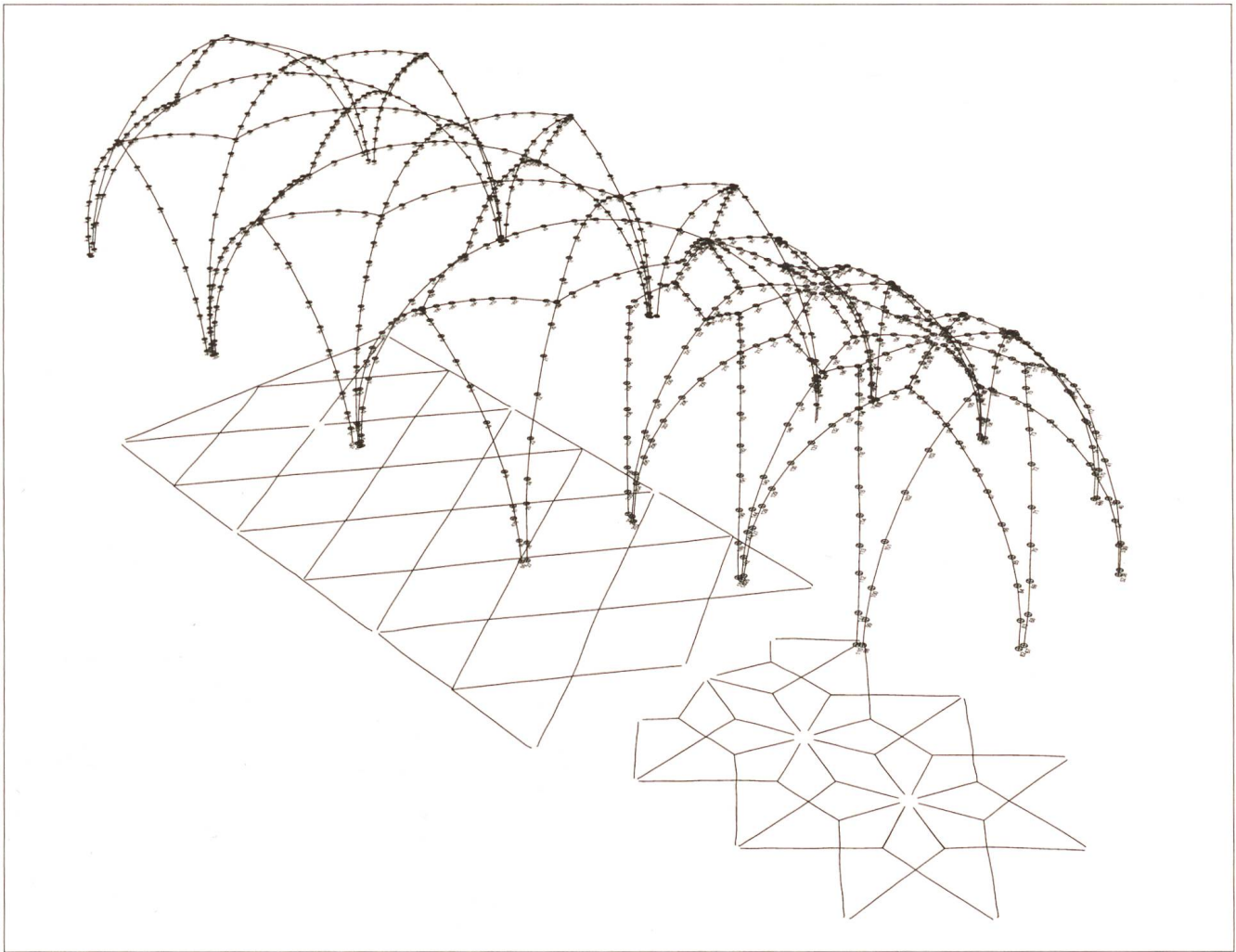


Abb. 66: Tachymetrisches Aufmass der Gewölberippen in der ref. Kirche von Küblis und Projektion der Rippenfiguration.

ten. Um diese Annahme überprüfen zu können, wurden alle Rippenzüge im Chor und im Langhaus mit einem reflektorlosen Tachymeter vermessen. Die Rippen wurden jeweils in der Mitte des Intra-dos der Rippen in einem Raster von 0.1 bis 0.2 m eingemessen, was insgesamt 1149 Einzelmessungen, davon 487 im Chor und 662 im Langhaus, entspricht (Abb. 66). Wie bereits in der Theorie zum Entwurf eines Haspelsterngewölbes gezeigt, besteht ein Rippenzug aus zwei längeren Teilstücken, die im Grundriss geknickt sind, jedoch in der dreidimensionalen Abwicklung vom Anfänger mit einer konstanten Krümmung zum jeweiligen Schlussstein hin ansteigen. Die Haspelsternfiguration lässt sich im Grundriss somit ganz einfach aus der Wiederholung mehrerer dieser geknickten Rippenzüge herstellen. Wickelt man einen dieser geknickten Rippenzüge vom Anfänger bis an den Schlussstein in der Y-Ebene ab, ergibt sich ein perfekter Viertelkreis einer stetigen Kreisform (Abb. 67).

Insgesamt wurden in Küblis vierzehn verschiedene einfach geknickte Hauptrippenzüge in den zweieinhalb Jochen mit dem Tachymeter eingemessen und mit dem Rechenprogramm analysiert. Es hat sich gezeigt, dass die vierzehn ausgewählten Rippenzüge eine sehr einheitliche Krümmung aufweisen. Die Krümmungsradien liegen allesamt zwischen 3.249 m und 3.325 m, wobei die beiden Rippenzüge mit den Extremwerten an einer Stelle mit einer leichten Wandverformung liegen. Auch die durchschnittliche Abweichung der Messpunkte zum idealen Bogen ist sehr gering und beträgt zwischen 0.003 und 0.009 m (\emptyset alle Rippenzüge = 0.0067 m). Berechnet man den Mittelwert aller vierzehn bekannten Bogenradien, ergibt sich ein Radius von 3.285 m mit einer Mittelabweichung von 0.030 m. Aus dem Grundrissplan und der lichten Weite berechnet, ergibt sich ein theoretischer Wert für den Bogenradius der Gewölberippen von 3.3 m, was genau 11 Werkschuh entspricht. Der gemessene Mittelwert der Bogen-

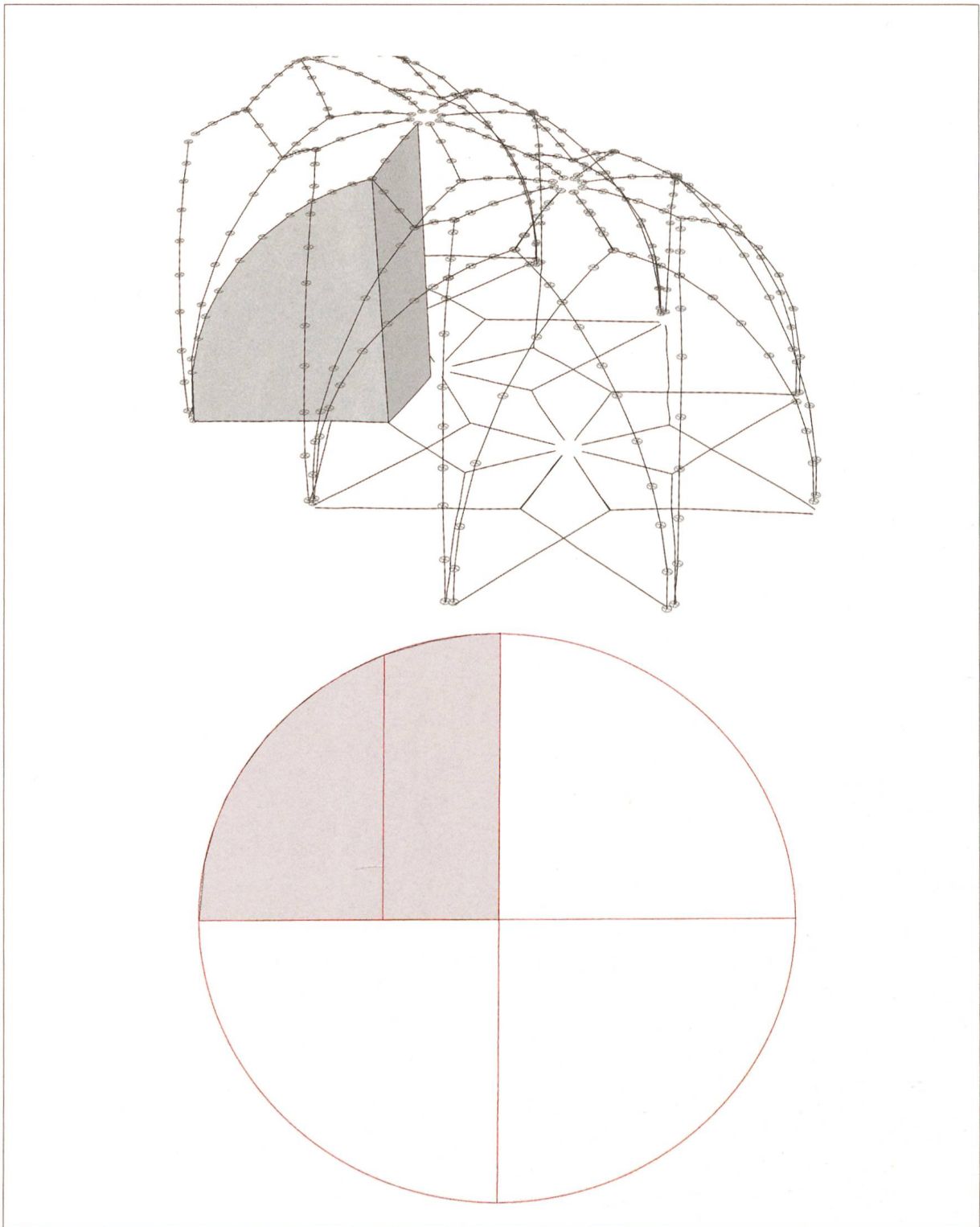


Abb. 67: Der Einheitsradius im Chorgewölbe der ref. Kirche von Küblis ergibt einen perfekten Viertelkreis einer stetigen Kreisform.

radien in der ref. Kirche von Küblis weicht also nur sehr gering von der theoretischen Austragung des Bogens ab.

Auch das Chorgewölbe der ref. Kirche von Luzern (Abb. 68) wurde mit der gleichen, bereits in Küblis angewendeten Methode vermessen, wobei insgesamt 519 Einzelpunkte eingemessen

wurden. Wie schon in Küblis besteht ein Rippenzug aus zwei im Grundriss geknickten Teilstrecken, die abgewickelt vom Anfänger mit einer konstanten Krümmung zum Schlussstein hin verlaufen (Abb. 69). Wie im Chorgewölbe der Kirche von Küblis entsteht durch die Abwicklung in die Ebene wieder ein perfekter Viertelkreis. Insgesamt wur-



Abb. 68: Detailaufnahme des Haspelsterngewölbes im Chor der ref. Kirche von Luzein.

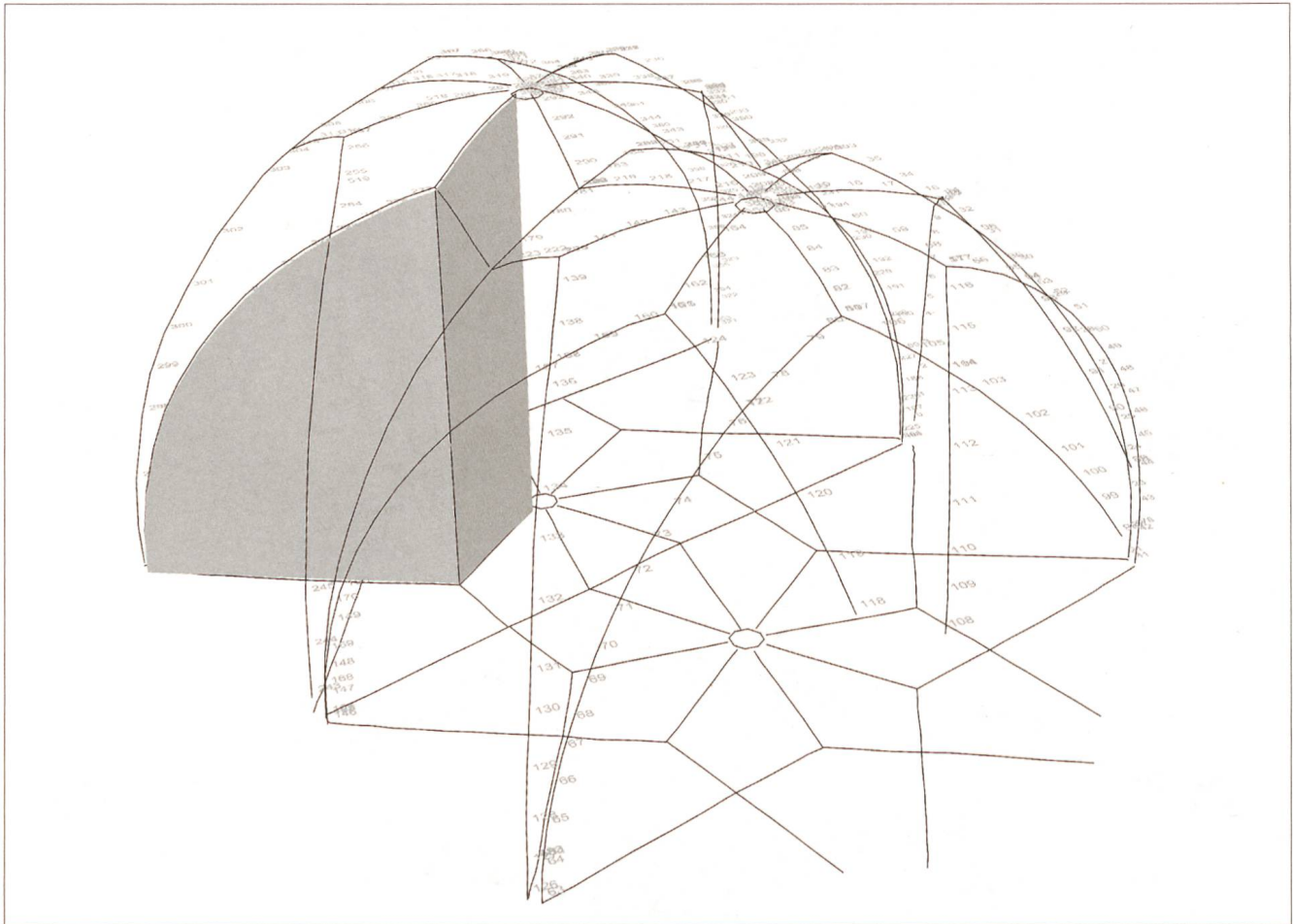


Abb. 69: Tachymetrisches Aufmass der Gewölberippen im Chor der ref. Kirche von Luzein mit eingezeichnetem Rippenverlauf des Einheitsradius.

den in Luzein zwölf Rippenzüge⁷¹ mit dem schon erwähnten Rechenprogramm analysiert, wobei alle berechneten Krümmungsradien zwischen 3.602 m und 3.698 m liegen. Interessanterweise entspringen die drei Rippenzüge mit den höheren Werten (über 3.67 m) allesamt an der Nordwand, was mit der Hanglage der Kirche und einer Senkung der Nordwand zusammenhängen könnte. Die durchschnittliche Abweichung der einzelnen Messpunkte zum idealen Bogen streut daher ebenfalls etwas mehr als in Küblis und liegt zwischen 0.0026 m bis 0.0123 m ($\bar{\Delta}$ alle Rippenzüge = 0.0065 m). Letztendlich berechnet sich aus den zwölf Bogenradien ein Mittelwert von 3.642 m mit einer Mittelabweichung von 0.029 m (theoretischer Wert: 3.6 m = 12 Werkschuh). Anhand der durchlaufenden Gurtrippe können im Falle des Chorgewölbes von Luzein die gemessenen Werte auch weiter verifiziert werden: Die beiden Kreis-

segmente der Gurtrippen beschreiben Radien von 3.606 m und 3.611 m.

Die aufgeführten Haspelsterngewölbe in Küblis und Luzein haben gezeigt, wie flexibel diese Gewölbefiguration ist. Sowohl in der Grundrissprojektion als auch im dreidimensionalen Raum lässt sich ein solches Gewölbe mit einfachsten Mitteln planen. Die Simplität der Planung und Ausführung eines Haspelsterngewölbes lag ganz im Geist eines durchrationalisierten Baubetriebs, da sich der Aufwand für beide Arbeitsphasen verringern liess. In beiden Kirchen wurden die Gewölberippen nach einem identischen Prinzip geplant und ausgeführt: Der Einheitsradius verläuft dabei vom Anfänger über einen Knick zum Schlussstein, wobei der Viertelkreis direkt am Ansatz des Schlusssteins endet (vgl. Abb. 67). Der Schlussstein befindet sich also als horizontale Tangente zwischen den beiden Viertelkreisbögen mit Einheitsradius. Dies bedeutet nun, dass sich der höchste Punkt des Gewölbes bereits am Ansatz des Schlusssteins befindet. Am Gewölbescheitel entsteht so eine Unstimmigkeit, da das Gewölbe an dieser Stelle

⁷¹ Die Rippenzüge ganz im Osten des Chores konnten nicht vollständig analysiert werden, da ihre Anfänger von der Orgel verdeckt werden.



Abb. 70: Detailaufnahme des Haspelsterngewölbes im Chor der ref. Kirche von Jenaz mit Inschrift des unbekannten Baumeisters V. G.

spitz zuläuft, was bei der Kappe zwar ausgeglichen werden kann, bei einer durchlaufenden Gurtrippe jedoch auffällt, wie am Beispiel von der ref. Kirche von Luzein beobachtet werden kann (vgl. Abb. 64). Dies könnte auch ein Grund sein, warum bei späteren Haspelsterngewölben auf die durchlaufenden Gurtruppen öfters verzichtet wurde.

Interessant ist ebenfalls, dass sich die Bogenradien der beiden Chorgewölbe um genau 1 Werk-

schuh unterscheiden. Weiter noch ergeben die verwendeten Bogenradien jeweils ziemlich exakt ein Vielfaches eines Werkschuhs: In Küblis beträgt der Einheitsradius 11 Werkschuh und in Luzein 12 Werkschuh. Vergleicht man die beiden Chorgewölbe der Kirchen von Küblis und Luzein mit dem knapp 5 km entfernten und kurz vorher entstandenen Chor der ref. Kirche von Jenaz (Abb. 70) des unbekannten Baumeisters V. G., zeigt sich eine er-

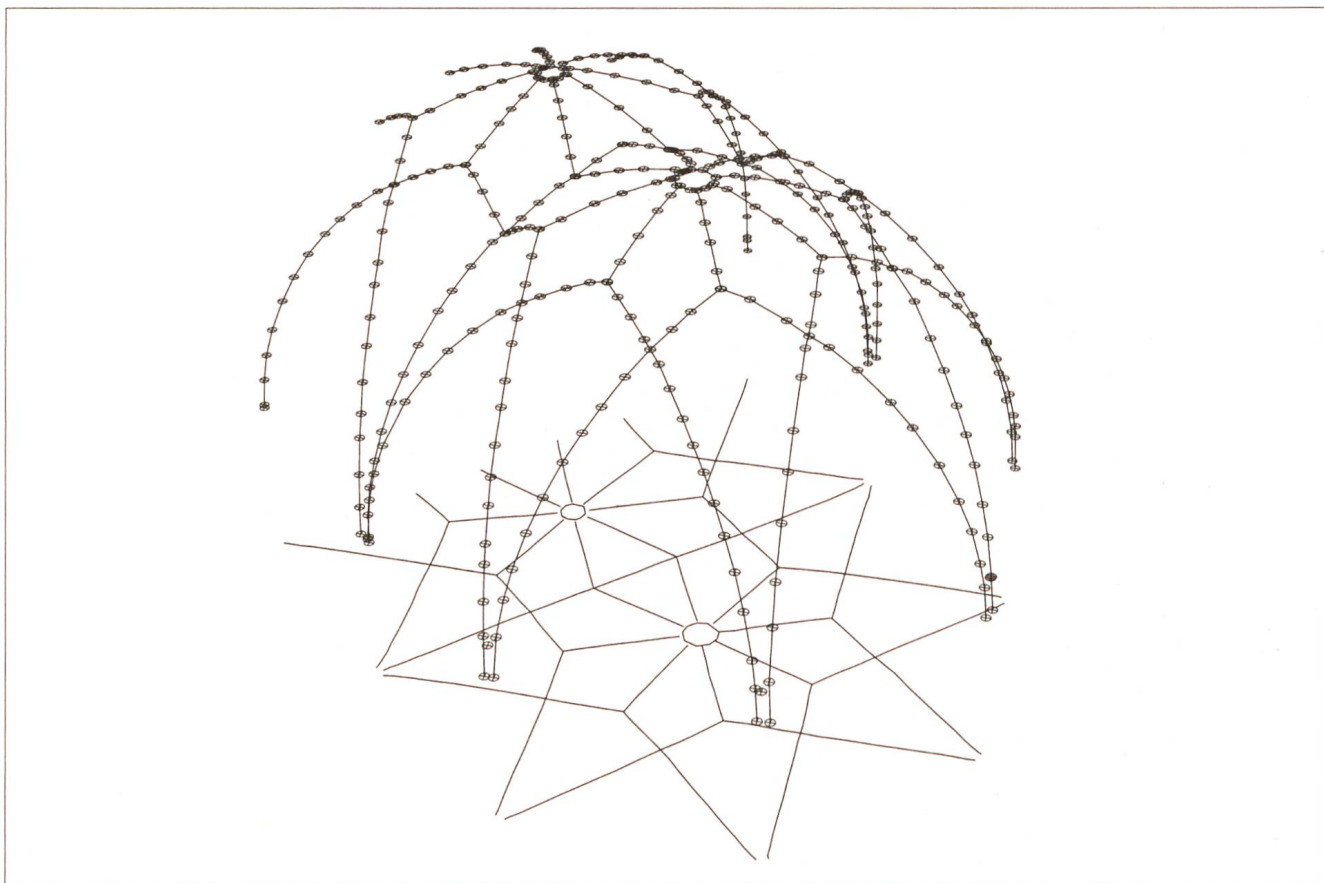


Abb. 71: Tachymetrisches Aufmass der Gewölberippen in der ref. Kirche von Jenaz und Projektion der Rippenfiguration.

hebliche Diskrepanz in der Ausführung. Das Chorgewölbe der ref. Kirche von Jenaz wurde ebenfalls mit einem reflektorlosen Tachymeter vermessen, wobei 383 Einzelmessungen an insgesamt 12 Rippenzügen durchgeführt wurden (Abb. 71). Die Analyse ergab einen Mittelwert von 4.051 m für den Bogenradius mit einer Mittelabweichung von 0.060 m. Auch die Abweichungswerte innerhalb der einzelnen Rippenzüge liegen mit einem Maximalwert von 0.063 m und einer durchschnittlichen Abweichung der einzelnen Punkte von bis zu 0.020 m deutlich über den Messwerten der Chorgewölbe von Küblis und Luzein. Die starken Abweichungen in den Werten der ref. Kirche von Jenaz werden durch deutliche Knicke an den Kreuzungssteinen verursacht, die allesamt zu tief liegen, wodurch die letzten Rippenstücke zum Schlussstein hin zu steil verlaufen – mit blossen Auge sind diese Abweichungen jedoch nicht sichtbar. Die Knicke an den Kreuzungssteinen könnten durch einen Fehler in der Planung des Gewölbes oder durch ein zu frühes Ausschalen des Gewölbes verursacht worden sein.⁷²

Die unter Meister Steffan ausgeführten Chorgewölbe lassen weitere Rückschlüsse auf den Baubetrieb und die Ausführung zu. Erstens zeigen die gemessenen und analysierten Werte, dass mit einem einheitlichen Bogenradius gearbeitet wurde, der den Verlauf des Intrados der Rippen vorgab. Dieser Einheitsradius konnte an die angetroffenen Verhältnisse angepasst werden: In Luzein ist das Schiff breiter als in Küblis, weshalb auch der neugebaute Chor breiter proportioniert⁷³ und der Bogenradius der Rippenwerkstücke um 1 Werkschuh vergrössert werden musste. Weiter wurden die Schlusssteine nicht in den Viertelkreis des Einheitsradius eingerechnet, sondern als eigenständige Verbindungsstücke der beiden Viertelkreise behandelt. Dies reduzierte nicht nur den Aufwand bei der Herstellung der Rippenstücke, sondern vereinfachte auch die Geometrie der Schlusssteine.

⁷² VOIGTS (2015a), S. 251.

⁷³ Zum Verhältnis des Chorraums zum Schiff siehe u.a. BÜCHNER (1964), S. 151.

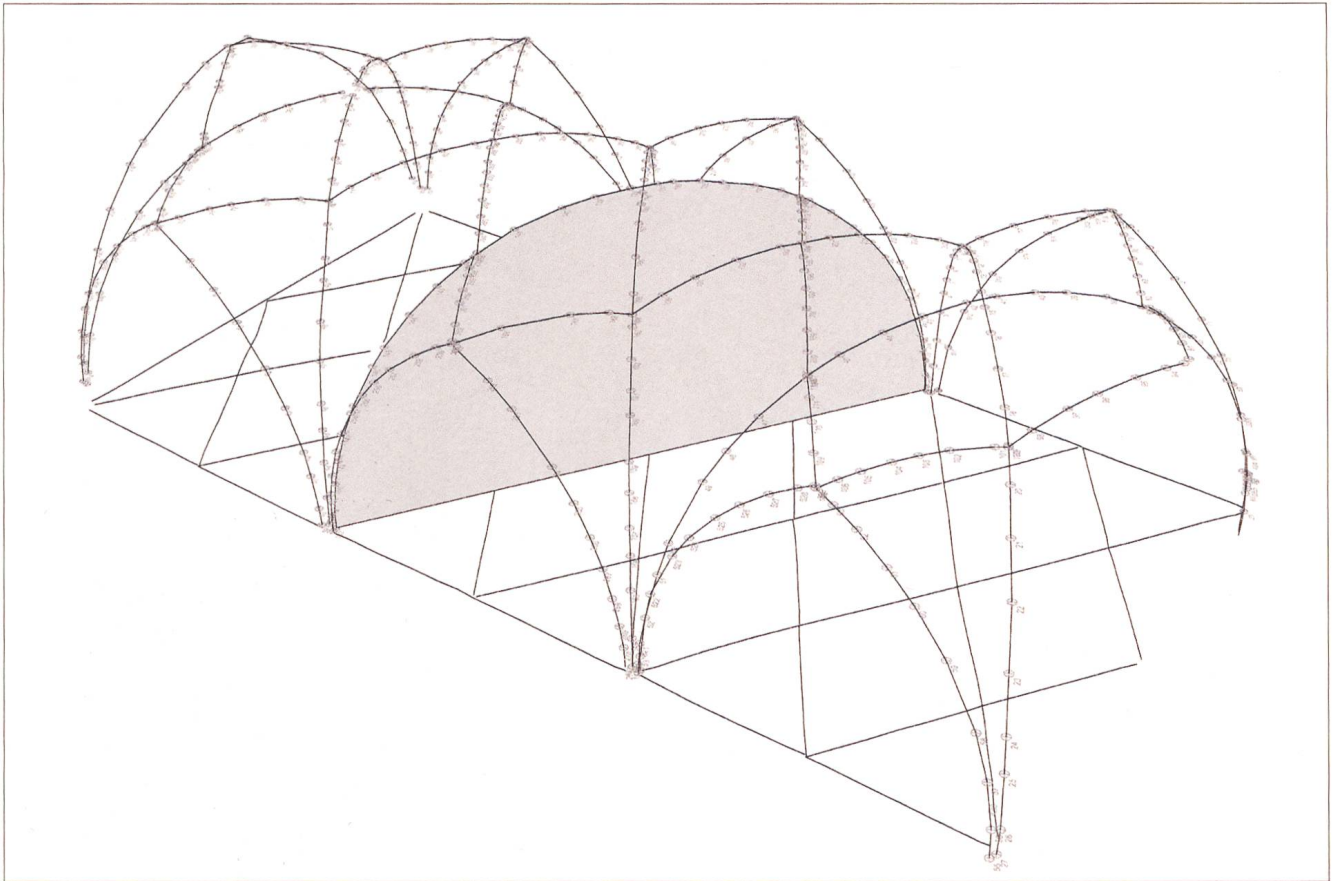


Abb. 72: Tachymetrisches Aufmass des nachträglich eingewölbten Langhauses der ref. Kirche Küblis mit eingezeichnetem Verlauf des verwendeten Einheitsradius entlang einer Diagonalrippe.

2.4.3. Nachträgliche Einwölbung in der Kirche von Küblis

Wie bereits angesprochen, wurde das Langhaus der Kirche von Küblis erst in einer zweiten Bau-phase bis 1491 wiederum unter der Leitung von Steffan Klain eingewölbt, der seine Arbeit im Langhausgewölbe an der nördlichen Seite mit Inschrift, Jahreszahl und Steinmetzzeichen signiert hat – ausserdem befindet sich an der südlichen Triumphbogenwand abermals die Jahreszahl 1491 (vgl. Abb. 62). Die Wände des Langhauses stammen noch vom Wiederaufbau der Kirche, der wohl bereits 1472 vollendet worden war, wobei damals sehr wahrscheinlich noch kein Gewölbe eingeplant war. Im Gegensatz zum Chorgewölbe, das zusammen mit dem Chor neu gebaut wurde, stand Meister Steffan hier also vor der komplexeren Aufgabe, einen Raum einzuwölben, der gar nicht für ein Gewölbe ausgelegt worden war. Zusätzlich kommt erschwerend hinzu, dass das Langhaus nach Westen hin um 0.21 m breiter wird, da die Nordwand leicht schräg zum Triumphbogen steht.

Meister Steffan musste somit nicht nur den zusätzlichen Gewölbeschub, sondern auch den un-

regelmässigen Grundriss ausgleichen – eine Aufgabe, die wenige Jahre später in der Stiftskirche San Vittore Mauro von Poschiavo erneut angetroffen wurde. Anstatt nun die Wände nach aussen mit Strebepfeilern zu verstärken, kombinierte Meister Steffan beide Aufgaben, indem er die Pfeiler nach innen verlegte und ihre Breite nach Westen hin anpasste, wodurch für das Gewölbe ein rechteckiger Grundriss von 14.1×7.05 m entstand. Damit wird als Lösung hier der Typus der einfachen Wandpfeilerkirche gewählt, die in der regionalen spätgotischen Architektur in Süddeutschland und Österreich bereits ihren festen Platz hatte. Die neugeschaffene Verstärkung der Wände nach innen setzt sich zwischen den Jochen über den Fensteröffnungen fort, sodass auch die Stichkappen auf der gleichen Ebene zu liegen kommen. An der Triumphbogenwand sind die Pfeiler nicht bis zum Boden hin ausgebildet, weshalb die Gewölberippen aus Konsolen entspringen. Auf den ersten Blick weniger gut zu erkennen ist ein weiterer Kunstgriff, den Meister Steffan beim Bau dieses Gewölbes anwendet, um den Schub auf die Wände auszugleichen: Die Anfänger der Gewölberippen liegen auf einer Höhe von ca. 4 m,



Abb. 73: Detailaufnahme des 1493 vollendeten Chorgewölbes der ref. Kirche von St. Antönien.

was ungefähr der Mitte der Wandhöhe entspricht. Dadurch, dass die Anfänger tief ansetzen, erhöht sich die Eigenlast der Mauer und der Hintermauerung darüber, wodurch das Widerlager an den Außenwänden gestärkt wird und somit den Gewölbeschub besser ausgleichen kann. Diesen Kunstgriff verwenden auch die von Meister Steffan geschulten Baumeister Andreas Bühler oder Bernhard von Puschlav an mehreren Kirchenbauten, wobei die Anfänger bei nachträglichen Einwölbungen teilweise sogar bis auf die Höhe des unteren Drittels der Wände verlegt wurden.

Mit diesen Eingriffen konnte Meister Steffan das Langhaus für den nachträglichen Einbau eines Gewölbes optimieren. Das so vorbereitete Langhaus wurde in drei Joche von jeweils 4.5×7.05 m eingeteilt, wobei exakt eine Abmessung von 15×23.5 Werkschuh für ein Joch entstand. Durch die Wahl eines schlichten Parallelrippengewölbes verläuft der Einheitsradius hier ohne Knick über die Diagonalrippen vom Anfänger bis zum Gewölbescheitel (Abb. 72). Pro Joch konnten jeweils vier Rippenzüge eingemessen werden, wobei im westlichsten Joch die hinteren Rippenzüge durch die Orgel teilweise verdeckt wurden. Für die Analyse der Bogenradien im Langhaus standen somit nur zehn anstatt zwölf Rippenzüge zur Verfügung. Die Krümmungsradien der zehn analysierten Rippenzüge liegen zwischen 3.881 m und 3.951 m, wobei die durchschnittliche Abweichung der Messpunkte zum idealen Bogen wiederum nur zwischen 0.0034 m und 0.0056 m (\emptyset alle Rippenzüge = 0.0042 m) beträgt. Der Mittelwert aus den berechneten Radien der zehn Rippenzüge ergibt einen Radius von 3.917 m mit einer Mittelabweichung von 0.023 m. Der theoretische Wert für die Bogenausragung lässt sich hier im Grundriss überprüfen: Nach Abzug der inneren Wandpfeiler ergibt sich jeweils eine Diagonale von 7.8 m zwischen den Gewölbeanfängern, was 26 Werkschuh entspricht. Da die Rippen als Halbkreise von Anfänger zu Anfänger verlaufen, muss der theoretische Wert der Bogenausragung der halben Diagonale entsprechen, was einen Radius von 3.9 m oder genau 26 Werkschuh ergibt. Wie schon im Chorgewölbe weicht somit auch im Langhaus der gemessene Wert nur geringfügig von der theoretischen Austragung ab.

2.4.4. Einordnung

Es ist bezeichnend, dass gerade im Prättigau praktisch gleichzeitig die ersten drei Chorgewölbe mit Haspelsternfigurationen in Graubünden entstanden. Bereits die frühesten Vorläuferformen wurden in den nördlichen Bereichen des heutigen Kantons adaptiert und so kehrte zur Mitte der 1480er Jahre die Baubewegung ins Prättigau zurück. Die spätgotischen Formen trafen im Prättigau dabei auf äusserst fruchtbaren Boden. Zwischen 1450 und 1525 wurden insgesamt mindestens 13 Kirchen neugebaut oder zumindest umgestaltet – statistisch nach Objekten betrachtet, entspricht dies knapp 10 % aller im Freistaat der Drei Bünde ausgeführten spätgotischen Sakralbauprojekte.

Der Einfluss, den die drei vorgestellten ref. Kirchen von Jenaz, Küblis und Luzein auf die folgenden Jahre des intensiven Baubetriebs hatten, muss somit beträchtlich gewesen sein. Zumindest für die Region Prättigau kann den drei Kirchen wohl eine ähnliche Vorreiterrolle zugeschrieben werden, wie sie die Martinskirche für den überregionalen Raum innehatte. Dabei wurde die Raumform mit gewölbtem Chor und einem Langhaus mit tonnenförmiger oder polygonaler Holzdecke im Prättigau zur Standardlösung. Auch die Einwölbung des Chors mit einer Haspelsternfiguration wurde weiterhin praktiziert und so finden sich neben den drei genannten Kirchen noch drei weitere Haspelsterngewölbe in Furna, St. Antönien (Abb. 73) und Klosters, womit sich im Prättigau sechs der insgesamt 16 Haspelsterngewölbe befinden.

Probleme bereitet dagegen die Einordnung der ref. Kirche von Jenaz in den lokalen Baubetrieb, da weder die Initialen V.G. des Baumeisters entschlüsselt sind noch irgendein Hinweis auf dessen Herkunft vorliegt. Aufgrund der regionalen und zeitlichen Nähe zu den von Meister Steffan ausgeführten Arbeiten in Küblis und Luzein ist die Versuchung natürlich gross, den unbekannten Baumeister ebenfalls in den Bautrupp um Meister Steffan einzuordnen. Bis ein eindeutiger Beweis für oder gegen diese Annahme gefunden wird, bleibt die Urhebererschaft der ref. Kirche von Jenaz jedoch Spekulation.



2.5. Klosterkirche St. Johann, Müstair

Das Münstertal markiert den östlichsten Teil des Kantons Graubünden, erstreckt sich über knapp 30 km vom Ofenpass bis zum Vinschgau und verbindet somit Graubünden mit Südtirol. Schon in der frühen römischen Kaiserzeit verlief durch den Vinschgau am Eingang zum Val Müstair vorbei die Via Claudia zum Reschenpass. Die das Tal seitlich begrenzenden Ortsnamen Ofenpass (Pass dal Fuorn) und Calven (Chalavaina), was Schmelzhütte bedeutet, lassen auf Bergwerke und frühe Eisenproduktionsstätten schliessen. Bereits seit spätestens dem Frühmittelalter entwickelte sich der Umbrailpass als wichtige Handelsverbindung ins Veltlin, weshalb die Churer Bischöfe bei Müstair eine lukrative Zollstätte betrieben.

Das Val Müstair erhielt seinen Namen vom Kloster St. Johann, das sich nur knapp einen Kilometer vor der heutigen Landesgrenze befindet. Der Legende nach wurde das Kloster von Karl dem Grossen gegründet, als dieser nach seiner Krönung auf dem Rückweg von Italien über den Umbrailpass in ein Unwetter geriet und für den Fall einer göttlichen Rettung die Gründung eines Klosters gelobte. Das Kloster St. Johann sollte dann einen bedeutenden wirtschaftlichen Faktor im Tal bilden. In seiner über 1200-jährigen Geschichte erfuhren die ehrwürdigen Klostermauern einige Umbauten, Modifikationen und Erweiterungen, jedoch wurde das Kloster nie komplett zerstört. Selbst als die Klosterkirche vor der Calvenschlacht 1499 in Brand gesteckt oder 1799 während des zweiten Koalitionskriegs zwischen Österreich und Frankreich von einer verirrtten Kanonenkugel getroffen wurde, konnte Schlimmeres immer verhindert werden.

Im späten 19. Jahrhundert wurde das Kloster aus seinem Dornröschenschlaf geholt, als durch Josef Zemp und Robert Durrer in den 1890er Jahren die karolingischen Fresken im Dachraum der Klosterkirche entdeckt und in der Langzeitfolge 1947–1951 mit der Freilegung der karolingischen und romanischen Freskenausstattung im Innenraum begonnen wurde (vgl. Abb. 74).⁷⁴ Seither ist das wissenschaftliche und öffentliche Interesse am Kloster St. Johann ungebrochen, was durch die Aufnahme und Anerkennung als UNESCO Weltkulturerbe 1983 bestätigt wurde.

⁷⁴ ZEMP/DURRER (1906), S. 25–40.

2.5.1. Bau- und Forschungsgeschichte

Jedes Gebäude mit einer tausendjährigen Baugeschichte, sei es sakraler oder profaner Art, hat viel zu erzählen. Bei einem Kloster mit einer so bewegten und bedeutenden Geschichte wie dem Kloster St. Johann in Müstair (Abb. 75) fällt der Erzählteil deswegen um so umfangreicher aus. Da seit vielen Jahrzehnten in Müstair fleissig geforscht, gegraben, analysiert und publiziert wird, soll im Folgenden nur ein kurzer Abriss der frühen Baugeschichte mit einem Fokus auf der spätgotischen Bauphase und weiterführenden Verweisen auf die essenzielle Forschungsliteratur wiedergegeben werden.⁷⁵

Die karolingische Klosteranlage schloss südwestlich an die Klosterkirche an und besass von Anfang an einen rechteckigen, vierseitig von Trakten umschlossenen Kreuzgang.⁷⁶ Damit war hier ein ähnlicher Gebäudeplan wie in Disentis oder Pfäfers gegeben. Die in der Gründungslegende durch die Krönung Karls des Grossen mitgeteilte Datierung der Gründung der Klosteranlage auf das letzte Viertel des 8. Jahrhunderts konnte durch dendrochronologische Untersuchungen insofern bestätigt werden, als dass die frühesten verwendeten Bauhölzer im Westgiebel der Klosterkirche im Jahr 775 gefällt und weitere Balken in der Heiligkreuzkapelle um 784/85 datiert werden konnten. Durch die präzise Dendrodatierungskampagne konnte ausserdem nachgewiesen werden, dass der Plantaturm nicht im 15., sondern bereits um die Mitte des 10. Jahrhunderts gebaut worden war.⁷⁷ Zum Verständnis der heutigen Klosteranlage sind deshalb die genauen bauforscherischen Erkenntnisse der letzten Jahrzehnte unerlässlich, die anschaulich beweisen, dass der Klosterkomplex bereits in karolingischer Zeit durch verschiedene Anbauten und Zusätze erweitert, vergrössert und verändert worden war.⁷⁸

⁷⁵ Für die vielen hilfreichen Hinweise und Anmerkungen bedankt sich der Autor herzlich bei Jürg Goll.

⁷⁶ Zum frühen Bestand der karolingischen Klosteranlage siehe SENNHAUSER (2013), S. 283–288.

⁷⁷ Die dendrochronologischen Untersuchungen wurden vom Laboratoire Romand de Dendrochronologie ab 1985 durchgeführt. Eine kompakte Auswertung und Auflistung der 784 bis 2002 durchgeführten Analysen findet sich in HURNI (2007), S. 99–116.

⁷⁸ Eine Übersicht zur frühen Entwicklung der Klosterbauten findet sich bei SENNHAUSER (1996), S. 15–41.



Abb. 75: Die Klosterkirche St. Johann in Müstair von Nordosten. Links im Bild noch knapp zu sehen ist die Heiligkreuzkapelle.

Nach der karolingischen Blütezeit erlebte das Kloster im späten 9. Jahrhundert eine Krise: Während um die Mitte des 9. Jahrhunderts noch 45 Mönche nachgewiesen werden können, waren zum Ende desselben Jahrhunderts nur noch acht übrig, die einen geschlossenen Konvent bildeten.⁷⁹ Spätestens im 11. Jahrhundert erlebte das Kloster unter dem Einfluss von Bischof Norbert Graf von Hohenwart (1079–1088) wieder einen Aufschwung, der sich auch im weitergeführten Ausbau zur Bischofsresidenz zeigt, deren Neubau bereits 1035 von Bischof Hartmann I. (1030–1036) begonnen worden war.⁸⁰ Unter Bischof Adalgott (belegt 1151–1160), seines Zeichens ein Schüler des Bernard von Clairvaux, kam es zu einer Reform des Klosters, was möglicherweise auch den nicht genauer datierbaren Beginn des Nonnenklosters

bedeutete.⁸¹ Möglicherweise hängt dies ebenfalls mit dem im Zuge der Reform durch Bischof Adalgott im Jahr 1154 aufgehobenen Frauenklosters von Mistail und der Neuausrichtung des Kloster Cazis im Jahr 1156 zusammen.⁸² Der Einfluss von Bischof Adalgott und dessen Nachfolger Bischof Eginno von Chur (1163–1170) zeigte sich auch in einer Reihe von Schenkungen an das Kloster Müstair, was die wirtschaftliche Stellung des Klosters stärkte und schliesslich auch eine Siedlung um die Anlage begründete. Neben dem unter Bischof Eginno weiter vorangetriebenen Ausbau des Eginno-Palas nördlich des Plantaturms⁸³ lässt auch die um 1200 entstandene Neuausmalung der Ostwand der Klosterkirche den wirtschaftlichen Aufschwung erahnen.⁸⁴

⁷⁹ Zur geistlichen Entwicklung der Abtei vom Frühmittelalter bis ins 20. Jahrhundert siehe MÜLLER ISO (1986), hier zitiert S. 22–23.

⁸⁰ SENNHAUSER (1996), S. 34–37 sowie aktuell GOLL (2018), S. 84–91.

⁸¹ Zu den Anfängen der Benediktinerinnenabtei siehe MÜLLER ISO (1986), S. 33–43.

⁸² BUB I, Nr. 330, S. 239–240 sowie BUB I, Nr. 334, S. 244–245.

⁸³ BOSCHETTI-MARADI (2005), S. 18–29 sowie S. 76–78.

⁸⁴ Zu den karolingischen und romanischen Fresken in der Klosterkirche von Müstair siehe WYSS (2002) sowie den kommentierten Freskenkatalog in GOLL (2007), S. 115–

Im Hochmittelalter wurden grössere Bautätigkeiten wieder seltener. Die grössten Unterfangen bezogen sich dabei vor allem auf den westlichen Wirtschaftshof und den Bau der Klostermauern.⁸⁵ Dafür existieren ab dem 13. Jahrhundert vermehrt Quellen zum klösterlichen Leben, wobei auch erstmals die Namen der Äbtissinnen bekannt sind, angefangen mit Adelheid I. (1211–1233).⁸⁶ Während im ausgehenden Hochmittelalter die Geschicke des Klosters noch stark von den Churer Bischöfen geleitet wurden, erhoben sich die Äbtissinnen ab dem späten 14. Jahrhundert zu tragenden Persönlichkeiten der Klosterentwicklung. Bereits im 15. Jahrhundert lässt sich die Abstammung von einigen Nonnen und sogar Äbtissinnen bekannten Adelsfamilien, wie den Pretz, Castelmur, Salis oder von Planta, zuordnen. Die neue selbstständigere Stellung der Äbtissin kann auch im Baubestand abgelesen werden: Die tiefgreifendsten Umbauten entstanden unter der baufreudigen Äbtissin Angelina von Planta (1478–1509), in deren Amtszeit auch der Umbau und die Einwölbung der Klosterkirche fällt.

2.5.2. Die spätgotische Bauphase

Die Familie Planta stellte in den 300 Jahren zwischen 1450 und 1750 insgesamt fünf Äbtissinnen in Müstair, so viel wie keine andere Familie.⁸⁷ Die erste Äbtissin aus dem Geschlecht der Planta war Anna, die ab 1465 den Konvent mit insgesamt fünf Nonnen leitete. Nach dem Tod von Anna kam es 1478 zu einer Wahl, bei der sich die Mehrheit der nun sechs wahlberechtigten Nonnen für Angelina von Planta aussprach und eine Minderheit für Clara von Salis. Durch die Nähe der Familie Salis zum Stiftsvogt Herzog Sigmund von Tirol versuchte dieser trotzdem Clara von Salis als Äbtissin einzusetzen, was durch den mit den Planta befreundeten

ten Bischof Ortlieb von Brandis verhindert wurde. Erst am 19. Mai 1479 gab der Herzog nach und bestätigte ebenfalls die Wahl in einem Schreiben an Bischof Ortlieb:

«Wir Sigmund von Gottes Gnaden Erzherzog von Österreich [...] bekennen, als sich denn etwas Irrung und Zwietracht zwischen unser und des ehrwürdigen unsers lieben Freundes Herrn Ortliebs Bischof zu Chur gehalten hat [...]. Dann von der Abbtissin des Gottshaus Münster, und deswegen, so sich darunter verlossen hat, soll die Abbtissin bleiben und gehalten werden, so er besteht und confirmirt hat.»⁸⁸

Die Amtszeit der Angelina von Planta fiel in eine Umbruchszeit im Münstertal, das bisher eine einzige Pfarrei gebildet hatte. Mit dem Bau der ref. Kirche von Tschier (1471) und der ref. Kirche von Sta. Maria (1492) durch Andreas Bühler regte sich auch im Val Müstair ein Verlangen nach Selbstständigkeit. Diese Aufbruchsstimmung machte sich nicht nur vor, sondern auch innerhalb der Klostermauern bemerkbar und unter Äbtissin Angelina ereigneten sich eine Reihe von Umbauten und Erweiterungen, die für das heutige Erscheinungsbild der Klosteranlage äusserst prägend sind.⁸⁹

Unter Angelina von Planta wurde auch die Klosterkirche St. Johann transmutiert, die zu diesem Zeitpunkt noch in ihrer ursprünglichen Form als karolingische Saalkirche mit flacher Holzdecke bestand. Die Klosterkirche wurde der damaligen Zeit entsprechend nach einem spätgotischen Schema umgebaut und eingewölbt. Hans Rudolf Sennhauser vermutet, dass dabei bezweckt wurde, «durch die Einwölbung des Gebäudes in den herrschenden unsicheren Zeiten grössere Sicherheit gegen Brandzerstörung zu erreichen»⁹⁰. Die Umbau-

260, zu den romanischen Fresken ausserdem aktuell GOLL (2017), S. 91–95.

⁸⁵ Zum Westhof im Früh-, Hoch- und Spätmittelalter siehe die umfassenden Arbeiten von GOLL/TSCHOLL (2019) sowie NEUKOM (2019).

⁸⁶ Eine Liste der Äbtissinnen findet sich im «Episcopatus Curiensis», siehe EICHORN (1797), S. 349–351. Weiter zu den Äbtissinnen im Hochmittelalter siehe MÜLLER ISO (1986), S. 44–52, zum Spätmittelalter ebd., S. 74–94.

⁸⁷ SENNHAUSER (2001), S. 287–290. Anna von Planta (1465–1477), Angelina von Planta (1478–1509), Ursula II. von Planta (1567–1585), Maria von Planta (1609–1625) und Regina Veronica Katharina Planta-Wildenberg zu Rhäzüns (1711–1733).

⁸⁸ EICHORN (1797). Das Schreiben ist im «Episcopatus Curiensis» im eigenständig paginierten Teil «Codex Probationum» unter der Nummer CXXII auf S. 151 abgedruckt. Anzumerken ist hierbei, dass Ambrosius Eichhorn fälschlicherweise die im Schreiben erwähnte Äbtissin in der Anmerkung C mit «Ursula de Schlandersberg» identifizierte, wobei es sich um Ursula II. von Planta handeln würde, die jedoch erst von 1567–1585 Äbtissin des Konvents war. Bei der im Schreiben erwähnten Äbtissin kann es sich also nur um Angelina von Planta handeln.

⁸⁹ Eine detaillierte Auflistung und Beschreibung der unter Angelina von Planta durchgeführten Bauprojekte findet sich in SENNHAUSER (1996), S. 45–47 sowie in SENNHAUSER (2001), S. 291–298.

⁹⁰ SENNHAUSER (2001), S. 294. Möglicherweise knüpft diese Aussage an die in SENNHAUSER (1996), S. 45 publizierte



Abb. 76: Inschriften und Wappenfelder im Mittelschiffgewölbe: In den «inneren Feldern» die Wappen Karls des Grossen, Angelinas von Planta, Bischof Heinrichs von Hewen und Bischof Ortliebs von Brandis (von oben rechts im Uhrzeigersinn); in den seitlichen «Lünettenfeldern» die Wappen des Ulrich und Diepold von Schländersberg (links im Bild) sowie auf der anderen Seite die Wappen des Klosterpropsts Johannes Frech und des Schlosshauptmanns der Fürstenburg Heinrich Ammann von Grüningen.

phase alleine auf den Brandschutz zurückzuführen, erscheint vor allem mit dem heutigen Wissen um Geschehnisse, die sich kurz darauf ereigneten, schlüssig, war aber wohl kaum der alleinige Grund für ein solches Bauprojekt. Einen Hinweis auf eine nötig gewordene Restaurierung der Klosterkirche gibt jedenfalls die Inschrift im Gewölbe (Abb. 76) neben dem Wappen der Angelina von Planta mit der abgetrennten Bärenlatze, die sich auch auf dem Schlussstein im selben Joch findet: «Angelina dei permissione abbatissa hui(us) cenobyi fecit fieri restaurat(ione)m istius eccl(es)ie anno salutis 1492»⁹¹. Da es sich beim Ausdruck «restauratio» um eine oft verwendete Floskel handelt, muss dies

jedoch kein direkter Verweis auf den Vorzustand der Klosterkirche sein. Auch der gleichzeitige Einbau einer neuen spätgotischen Nonnenempore, die nur von der Klausur aus zugänglich war und somit den Gebetsraum der Nonnen von den restlichen Gläubigen abtrennte, mag auf den ersten Blick ein Zeichen für einen auch aus anderen Gründen nötig gewordenen Ausbau der Klosterkirche gewesen sein; eine frühere Empore konnte jedoch bereits nachgewiesen werden.⁹² Nicht zuletzt wollte man sich wohl auch der allgemeinen spätgotischen Bauwut nicht verschliessen; auch die karolingische Abteikirche von Disentis wurde um 1498 in eine dreischiffige Hallenkirche umgebaut, jedoch nicht eingewölbt. Dass der Einbau des Ge-

Vermutung an, dass ein Brand den Umbau überhaupt erst ausgelöst hatte. Die zum damaligen Forschungsstand plausible Vermutung konnte durch die folgenden Bemühungen der Forscher jedoch nie archäologisch nachgewiesen werden und wurde deshalb in späteren Publikationen auch nicht weiter erwähnt.

⁹¹ «Mit göttlicher Erlaubnis verfügte Angelina, Äbtissin

dieses Klosters, die Wiederherstellung dieser Kirche im Jahre des Heils 1492.»

⁹² JÄGGI (2006), S. 185–189 sowie ausführlich zum Nonnenchor auf einer Empore S. 193–207. Zur früheren Empore in der Klosterkirche siehe dazu GOLL (2007), S. 66–67.

wölbes die Klosterkirche von Müstair vor einem schlimmeren Schicksal bewahrt hat, ist dagegen natürlich unbestreitbar: 1499 wurde das Kloster vier Monate vor der Calvenschlacht in Brand gesetzt, wobei auch das Dach der Klosterkirche abbrannte.

Als *terminus ante quem* für die spätgotischen Umbauarbeiten dient der 1488 datierte Baldachin über der Stuckfigur Karls des Grossen, dessen Vorlage mit Nische zum System der eingebauten Pfeiler gehört.⁹³ Spätestens um 1488 begann also der Einbau der zwei Reihen mit je drei massiven Rundpfeilern, deren Positionierung sich nach den Dimensionen der Apsiden richtete und deren Einbau letztendlich die karolingische Saalkirche in eine dreischiffige Hallenkirche umwandelte. Den oberen Raumabschluss bildet nun ein im Mittel- und in den Seitenschiffen gleich hohes Rautensterngewölbe, das von den Pfeilern gestützt wird. Das Gewölbe wurde von Zemp und Durrer zuerst Andreas Bühler zugeschrieben, der fast zeitgleich die ref. Kirche von Sta. Maria Val Müstair umgebaut hat, später nahm Poeschel an, dass es sich beim Werkmeister um Bernhard von Puschlav gehandelt haben könnte, was teilweise heute noch weiterverbreitet wird.⁹⁴ Diese Fehlzuschreibungen lagen vor allem daran, dass der Innenraum der Klosterkirche 1878/79 komplett neu ausgemalt⁹⁵ wurde, wodurch auch alle Steinmetzzeichen verdeckt waren. Erst durch die Restaurierung der Klosterkirche von 1948–1950 durch den Architekten Walther Sulser und den Restaurator Franz Xaver Sauter kamen diese wieder zum Vorschein, wobei das Fehlen der bekannten Meisterzeichen eine Zuschreibung an Andreas Bühler oder Bernhard von Puschlav verunmöglichte.⁹⁶ Eine Auflistung aller in der Klosterkirche bisher gefundenen Steinmetzzeichen findet sich im Anhang. Dabei fällt ein Steinmetzzeichen durch seine Platzierung direkt am Heiliggeistloch im Mittelschiffgewölbe auf, da es prominent zusammen mit der Jahreszahl 1492 platziert wurde (Abb. 77). Aufgrund der Platzierung dürfte es sich hierbei um das Steinmetzzeichen des Werkmeisters handeln, der zwar



Abb. 77: Die Jahreszahl 1492 mit möglichem Meisterzeichen am Heiliggeistloch im Mittelschiffgewölbe.

nicht namentlich bekannt ist, jedoch an einigen Sakralbauten in Südtirol durch sein Zeichen nachgewiesen werden konnte.⁹⁷

Die in den gleichen Zeiträumen sowohl in Müstair als auch in Südtirol vorkommenden Steinmetzzeichen bestärken die Vermutung, dass die Herkunft zumindest eines Teils des Bautrupps im heutigen Südtirol und nicht in Graubünden zu suchen ist; immerhin gehörte der Vinschgau bis 1819 noch zum Bistum Chur. In diesem Zusammenhang fällt immer wieder der Vergleich mit der Spitalkirche zum Heiligen Geist in Meran,⁹⁸ in der tatsächlich auch das Steinmetzzeichen des «Meisters von Müstair» zu finden ist. Die Vergleiche beziehen sich dabei meist auf die Auslegung der jeweils dreischiffigen Gewölbekonstruktion, wobei

⁹³ SENNHAUSER (2001), S. 316.

⁹⁴ Siehe ZEMP/DURRER (1906), S. 69, POESCHEL (1937–45), Bd. 5, S. 304 sowie zuletzt BATZ (2003–05), Bd. 5, S. 208.

⁹⁵ Eine beeindruckende Ansicht des Innenraums der Klosterkirche vor der Restaurierung durch Walther Sulser findet sich bei WYSS (2002), S. 52.

⁹⁶ CAVIEZEL (1999), S. 129. Zu den Restaurierungsarbeiten von Walther Sulser siehe BIRCHLER (1954), S. 374–376.

⁹⁷ CAVIEZEL (2006), S. 224. Auch einige der anderen in der Klosterkirche gefundenen Steinmetzzeichen können – teilweise sogar in Gruppen – an Sakralbauwerken in Südtirol identifiziert werden. Eine ausführliche Auflistung mit über 750 in Südtirol gefundenen Steinmetzzeichen findet sich bei FUCHS WERNER (1993), S. 560–580.

⁹⁸ Erstmals bei GANTNER (1947), S. 154, später CAVIEZEL (1999), S. 130–136 sowie CAVIEZEL (2006), S. 225.

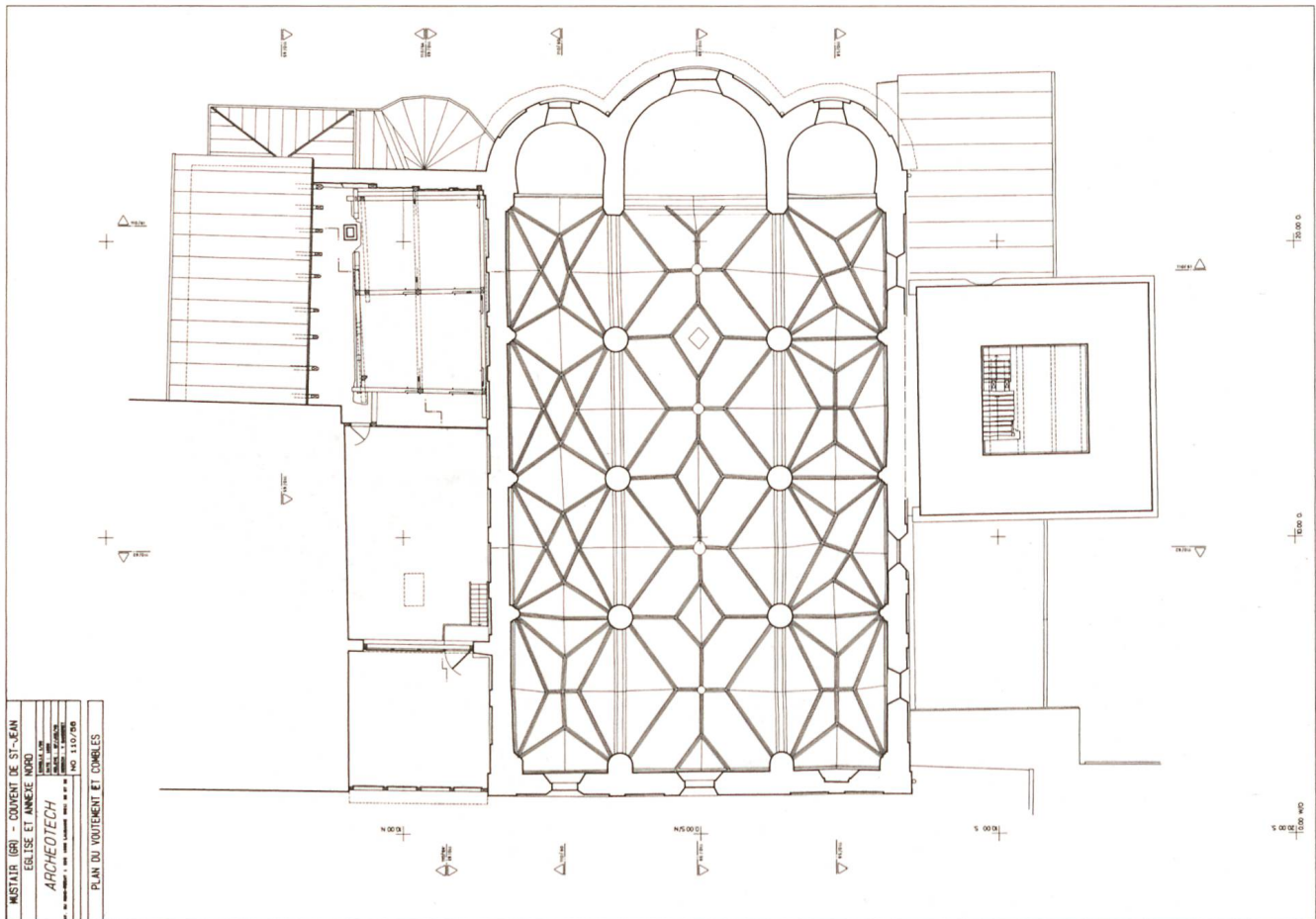


Abb. 78: Grundriss der Klosterkirche St. Johann mit den direkt angrenzenden Gebäuden und Bauwerken.

die Ähnlichkeiten nur oberflächlich sind – für jede optische Ähnlichkeit findet sich mindestens eine konstruktive Abweichung.⁹⁹

2.5.3. Gewölbekonstruktion

Das Gewölbe der Klosterkirche St. Johann erstreckt sich auf einem rechteckigen Grundriss mit einer Länge von der Westwand zum Beginn der Apsiden von 23 m und einer Breite von 12.5 m (Abb. 78). Dieses rechteckige Feld wurde in vier Joche unterteilt, wobei die beiden mittleren Joche leicht schmaler dimensioniert wurden. Wie bereits angesprochen, orientierte sich die neue Einteilung in Langhaus und Seitenschiffe mit zwei Reihen zu je drei Pfeilern an der Flucht der karolingischen Apsiden. Das Gewölbe wird somit zu einem massgeblichen Teil von den Rundpfeilern getragen, wobei an den Wänden und an den Apsiden ebenfalls Wandvorlagen angebaut wurden. Da die Gewölbe im Mittel- und in den Seitenschiffen gleich hoch

sind, können die Rippen ohne Vermittlung von Kapitellen ebenfalls der gleichen Höhe direkt aus den Pfeilern entspringen. Mit einer Höhe von 11 m liegt das Gewölbe dabei unterhalb des Niveaus der ursprünglichen Holzdecke, was im Dachraum an den Resten der karolingischen Fresken (Abb. 79) und an den originalen Balkenlöchern an den Längsseiten beobachtet werden kann. Die gleichzeitig eingebaute Nonnenempore im Westen der Klosterkirche wird ebenfalls von einem Gewölbe getragen.

Die Gewölbefiguration im Mittelschiff zeigt ein regelmässiges Rautengewölbe mit grösseren figurierten Schlusssteinen. Das Mittelschiff wird in Längsrichtung ausserdem durch deutlich breitere Scheidrippen zwischen den Rundpfeilern von den Seitenschiffen abgetrennt, weshalb auch die Gewölbefigurationen nicht schiffübergreifend verlaufen und individuell zu behandeln sind. Die Gewölbe in den Seitenschiffen zeigen dann jeweils eine Sternform, deren Verschneidungszentrum der Rippenzüge auf verschiedene Arten gelöst wurde, wodurch sich verlaufende Sternformen ergeben (vgl. Abb. 78). Die Grundform ist ein Sternengewölbe mit Schlussstein und vier Kreuzungssteinen, wie

⁹⁹ MAISSEN (2018b), S. 891–893.



Abb. 79: Anschluss der Gewölbekappen an die Seitenwände mit Resten der karolingischen Fresken.

es beispielsweise schon im Vierungsgewölbe der Kathedrale von Amiens (vgl. Abb. 11) etabliert wurde. Die Kreuzungssituation in der Jochmitte wurde auf drei verschiedene Arten gelöst: Durch überkreuzte Rippen mit Schlussstein, durch Verbinden der Kreuzungspunkte der Liernen zu einer zusätzlichen Raute, wodurch der Scheitelbereich frei bleibt, und in zwei Jochen an der Südseite durch eine Zickzackverbindung der Liernenkreuzungspunkte. Eine weitere Auffälligkeit ist, dass im nördlichen Seitenschiff in den beiden östlichen Jochen die Gurtruppen fehlen, die sonst überall ausgeführt wurden.

Sämtliche Steinmetzarbeiten der spätgotischen Bauphase, von den Gewölberippen zu den Rundpfeilern, wurden aus Rauhwaacke hergestellt. Die Rauhwaacke ist ein poröser Dolomit, dessen Hohlräume durch Auswaschung des wasserlöslichen Gipses entstanden sind, weshalb das Gestein auch als Zellendolomit bezeichnet wird. Dieses in seinen Eigenschaften mit dem Kalktuff vergleichbaren Gestein wurde in einigen Tälern Graubündens seit jeher als wichtiges Baumaterial verwendet, vor allem im Unterengadin, im Albulatal oder im Oberland. Auch im Val Müstair gibt es keine oberflächlichen Kalktuffvorkommen, jedoch reiche Vorkommen an Rauhwaacke im Val Schais oberhalb

von Sta. Maria Val Müstair.¹⁰⁰ Während sich in der karolingischen Bausubstanz des Klosters St. Johann noch keine Rauhwaacke findet, taucht das Baumaterial ab der Frühromanik (ab 1035) häufiger auf. Für die spätgotischen Arbeiten wurde somit auch auf das lokal verfügbare und einfach zu bearbeitende Baumaterial gesetzt, dessen charakteristische Färbung von grauen bis gelblichen Tönen in einem alternierenden Spiel für die Rippen und Rundpfeiler eingesetzt wurde (vgl. Abb. 74).

Zum genaueren Verständnis der Gewölbegeometrie wurden alle Rippenzüge in den vier Mittelschiffjochen, in zwei Seitenschiffjochen und an den angrenzenden Schild- und Gurtruppen mit einem reflektorlosen Tachymeter eingemessen (Abb. 80). Insgesamt wurden so in der Klosterkirche 1690 Einzelmessungen durchgeführt, davon total 824 entlang der Rippenzüge im Mittelschiff. Insgesamt konnten 14 komplette Rippenzüge ausgewertet werden, die im Durchschnitt einen einheitlichen Radius von 3.9107 m ausweisen. Die Mittelabweichung der 14 ausgewerteten Radien beträgt 0.0358 m, wobei die Radien im nördlichen Teil des Mittelschiffs jeweils leicht höher sind als

¹⁰⁰ DE QUERVAIN (1979), S. 155–156 sowie TRÜMPY (2007), S. 15.

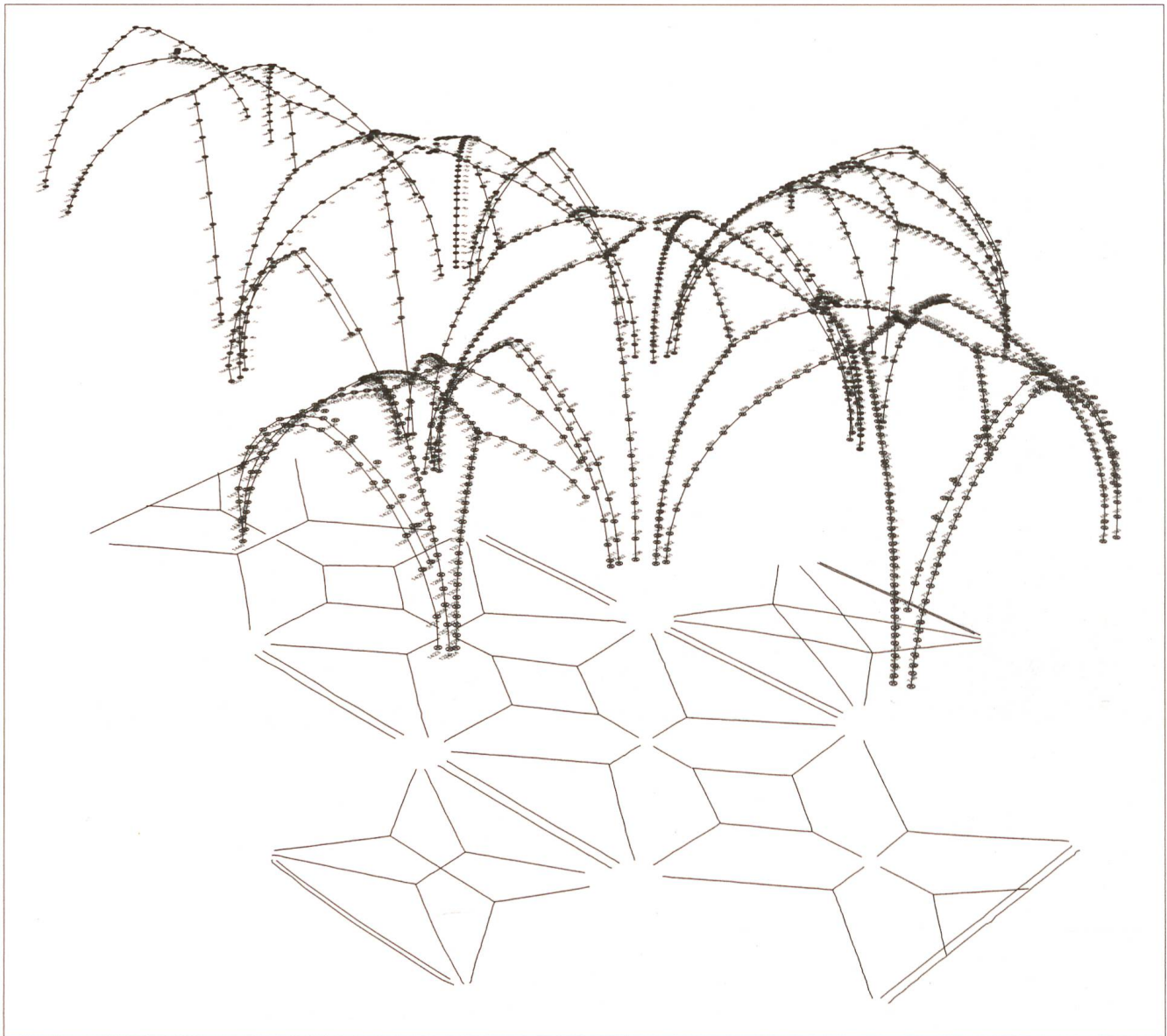


Abb. 80: Tachymetrisches Aufmass der Gewölberippen in der Klosterkirche St. Johann in Müstair.

die Radien der Rippenzüge im südlichen Mittelschiffteil. Diese seitlichen Abweichungen könnten mit Setzung während des Ausrüstens, eher aber mit einer Schrägstellung der Seitenwände erklärt werden. Die Abweichungen der einzelnen Punkte zum jeweiligen Kreisradius ergaben erstaunlich präzise Resultate: Der grösste Abstand eines einzelnen Messpunktes zum Radius liegt durchschnittlich bei 0.0097 m, im Durchschnitt weichen die Messpunkte sogar nur 0.0046 m ab.

Die Auswertung der Rippenzüge in den Seitenschiffsjochen ergab zunächst stark streuende Resultate, die durch massive Knicke in den Rippenverläufen verursacht wurden. Die Knicke entstehen durch die drei vorangehend beschriebenen Lösungen der Rippenkreuzungen im Scheitelpunkt der jeweiligen Joche. Die Rippenzüge müssen also

als zwei verschiedene Teile betrachtet werden: Zum einen die Tiercerons von den Anfängern bis zu den Kreuzungspunkten und losgelöst davon die Liernen, die an diesen Kreuzungspunkten ansetzen und eine der drei Scheitellösungen bilden. Da die Liernerippen allesamt sehr kurz sind, konnten davon keine genauen Radien bestimmt werden: Die Krümmung ist hier so schwach, dass teilweise auch mit geraden Rippenstücken hätte gearbeitet werden können. Auch die Tiercerons sind zwar eher kurz, jedoch konnten hier neun ausreichend lange Rippenstücke mit jeweils 20 bis 25 aufeinanderfolgenden Messpunkten ausgewertet werden. Überraschenderweise sind auch hier die Resultate sehr einheitlich: Der Mittelwert aller neun Rippenzüge ergibt einen Einheitsradius von 2.7164 m mit einer Mittelabweichung von 0.0214 m. Auch

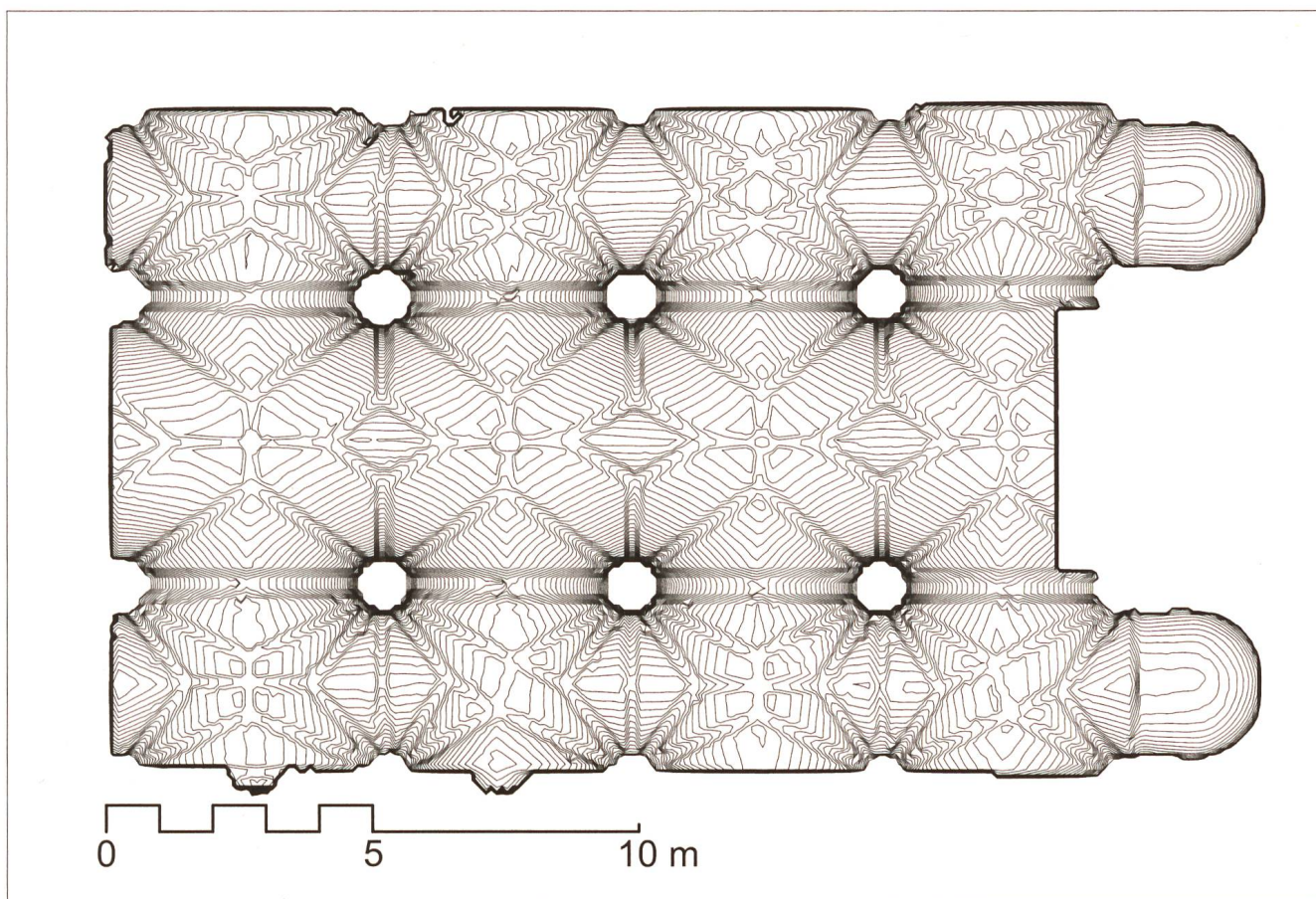


Abb. 81: Höhengschichtenplan des Gewölbeintrados in der Klosterkirche in Abständen von 0.1 m. Zum Zeitpunkt der Messungen war die Mittellapsis eingerüstet und fehlt deshalb auf dem Laserscan.

die maximale Abweichung eines Messpunkts von 0.0066 m und die durchschnittliche Abweichung aller Messpunkte von 0.0024 m ist beindruckend präzise.

Interessanterweise lassen sich die beiden berechneten Durchschnittsradien fast exakt in Churer Werkschuh umrechnen, wobei sich im Mittelschiff ein Radius von 22 Werkschuh und in den Seitenschiffen ein Radius von 9 Werkschuh ergibt. Da jedoch nicht näher bestimmt werden kann, woher der ausführende Werkmeister stammte, und mit welchem Schuhmass gerechnet wurde, sind diese Zahlen nur mit Vorsicht zu geniessen. Sicher ist jedoch, dass der «Meister von Müstair» mit Einheitsradien gearbeitet hat. Bemerkenswert sind auch hier die Gewölbe in den Seitenschiffen: Von den Anfängern bis zu den Kreuzungssteinen wurde bei allen drei Varianten ein identischer Einheitsradius verwendet, während die verschiedenen Scheitellösungen mit kurzen Liernerippen entwickelt wurden. Die Verwendung eines einheitlichen Radius für die Abschnitte bis zu den Kreuzungssteinen hat den Vorteil, dass die Position und Höhe ebendieser Kreuzungen bekannt ist und

das zur Unterstützung dieser Punkte erforderliche Lehrgerüst theoretisch in allen Seitenschiffjochen unverändert wiederverwendet werden konnte. Die Liernerippen der Rauten- und der Zickzacklösung konnten auch ohne Lehrgerüst versetzt werden, bei der Kreuzvariante musste höchstens der Schlussstein zusätzlich mit einem eigenen Ständer stabilisiert werden. Gegen die Wiederverwendung eines einzelnen Lehrgerüsts spricht jedoch die Konstruktionsweise der Gewölbekappen aus Bruchsteinen, die nur auf einer vollflächigen Schalung ausgeführt werden konnte, wobei immer mehrere Joche gleichzeitig geschlossen werden mussten.

Für den Bau der Gewölbekappen wurden lokal verfügbare Bruchsteine mit viel Mörtel vermischt und auf eine formstabile Schalung geschüttet oder geworfen. Zwei Eigenschaften fallen dabei auf der Extradosse besonders auf: Die Zwickel der Gewölbe sind weit hinauf ausgemauert und die Kappen stossen stumpf an die Seitenwände, ohne in dafür herausgearbeitete Vertiefungen einzubinden (vgl. Abb. 79). Der aus einem Laserscan vom Gewölbeintrados erstellte Höhengschichten-

plan zeigt ausserdem die regelmässige Geometrie der Kappen (Abb. 81). Interessant sind wieder die Seitenschiffe, da hier die Höhenschichten in allen Jochen in den unteren Bereichen ähnliche Muster aufweisen, was die identische Gewölbegeometrie aufgrund der Verwendung eines einheitlichen Bogenradius für die Tierceronrippen nochmals unterstreicht. Ebenfalls aus dem Höhenschichtenplan ersichtlich ist die Verwendung von formstabilen Schalungsbrettern zwischen den Rippen, da die einzelnen Schichten entweder gerade oder sogar leicht negative Krümmungen zeigen, die durch das Setzen der Kappen während des Ausschalens entstanden sein können.

2.5.4. Nachträgliche Einwölbung

Die nachträgliche Einwölbung eines nicht dafür ausgelegten Bauwerks bedeutete für die ausführenden Baumeister immer die Berücksichtigung zusätzlicher Bedingungen und Parameter. Beim Umbau der Münstairer Klosterkirche waren aus konstruktiver Sicht vor allem zwei kritische Punkte miteinzukalkulieren: Die geringe Stärke der karolingischen Mauern von nur gerade 0.7–0.8 m und die Höhe der Apsiden an der Ostwand. Die Erhaltung der drei Apsiden mag dabei erstaunen, da in Graubünden bei allen nachträglich eingewölbten Kirchenbauten – ausser der ref. Kirche San Andrea in Chamuesch – der Chor abgerissen und neu gebaut wurde. Aus einer strikt konstruktiven Sicht hätte der Neubau des Chorbereichs der Klosterkirche von Münstair die geplante Einwölbung ebenfalls erheblich erleichtert. Dass die Apsiden wegen der wertvollen Freskenzyklen erhalten wurden, wäre wohl eine zu stark von heutigen Vorstellungen beeinflusste Interpretation, kann letztlich aber nicht ausgeschlossen werden. Wahrscheinlicher sind die Gründe für die Erhaltung der Apsiden in der Bewahrung der Altarstandorte, der Stabilisierung des Gebäudes, das durch den Abbruch der Apsiden geschwächt worden wäre, sowie auch in finanziellen Aspekten zu suchen.

Die einzuplanende Scheitelhöhe der Gewölbekappen wurde nicht nur von der Höhe der Apsiden bestimmt, sondern mit hoher Wahrscheinlichkeit auch vom Dachwerk. Leider brannte das zum Zeitpunkt der Einwölbung bestehende Dachwerk vor der Calvenschlacht 1499 ab, weshalb heute nicht mehr nachvollzogen werden kann, ob das Dachwerk für die spätgotische Einwölbung der Klosterkirche komplett neugebaut oder angepasst werden

musste. Für das Dachwerk können mindestens drei Bauphasen nachgewiesen werden: das Dachwerk aus der karolingischen Bauzeit, ein romanischer Neubau, der aufgrund einer Aufmauerung des Giebels für eine steilere Dachneigung von 36° auf 45° nachgewiesen werden kann, sowie das nach dem Brand von 1499 wiederaufgebaute spätgotische Dachwerk mit einer Neigung von 50°. ¹⁰¹ Zum Zeitpunkt der Einwölbung könnte also sogar noch der romanische Dachstuhl bestanden haben. Das heutige Dachwerk ¹⁰² (Abb. 82) konnte dendrochronologisch auf das Jahr 1517 ¹⁰³ datiert werden, was somit bedeutet, dass nach dem Brand von 1499 die Klosterkirche für eine lange Zeit wohl nur durch ein provisorisches Notdach gedeckt war, von dem die vielen Balkenlöcher in den spätgotischen Kronenaufmauerungen zeugen.

Die Höhe der Apsiden gab somit die Scheitelhöhe des Gewölbes vor, wobei die Gewölbekappen an der Ostwand über der Oberkante der Mittellapsis und unterhalb des bestehenden Dachwerks zu liegen kommen musste. Damit blieb dem unbekannten Baumeister nur wenig Spielraum für die korrekte Planung der Scheitelhöhe des Gewölbes (vgl. Abb. 82). Bei einer lichten Weite des Innenraums von knapp über 12 m wäre es theoretisch möglich gewesen die Klosterkirche in ihrer gesamten Breite zu wölben, ähnlich wie in der Stiftskirche San Vittore Mauro in Poschiavo geschehen. Ein 12 m spannendes Bruchsteingewölbe würde aber einen massiven Schub auf die dünnen Wände bedeuten und ausserdem würden durch die Gewölbeform wohl die seitlichen Apsiden beschnitten. Um dem hohen Gewölbeschub entgegenzuwirken, müssten die Wände verstärkt oder abgestrebt werden, was durch die direkt angrenzenden Gebäude erschwert worden wäre. Eine andere Möglichkeit, der wir auch bei den späteren Fallbeispielen immer wieder begegnen werden, wäre die tiefe Positionierung der Gewölbeanfänger, um die darüberliegende Auflast zu erhöhen. Dieser Lösung hätte aber ebenfalls zu Störungen an den Apsidenöffnungen geführt und zusätzlich einen Teil der noch sichtbaren mittelalterlichen Fresken verdeckt.

Der unbekannte Meister von Münstair löste die statischen Probleme und die Vorgaben der Schei-

¹⁰¹ GOLL (2003), S. 35–37.

¹⁰² Eine ausführliche Beschreibung der Dachkonstruktion findet sich bei WIDMER (2008), S. 74–76.

¹⁰³ HURNI (2007), S. 108–111. Die Dendroproben wurden 1985 vom Laboratoire Romand de Dendrochronologie in Moudon analysiert.

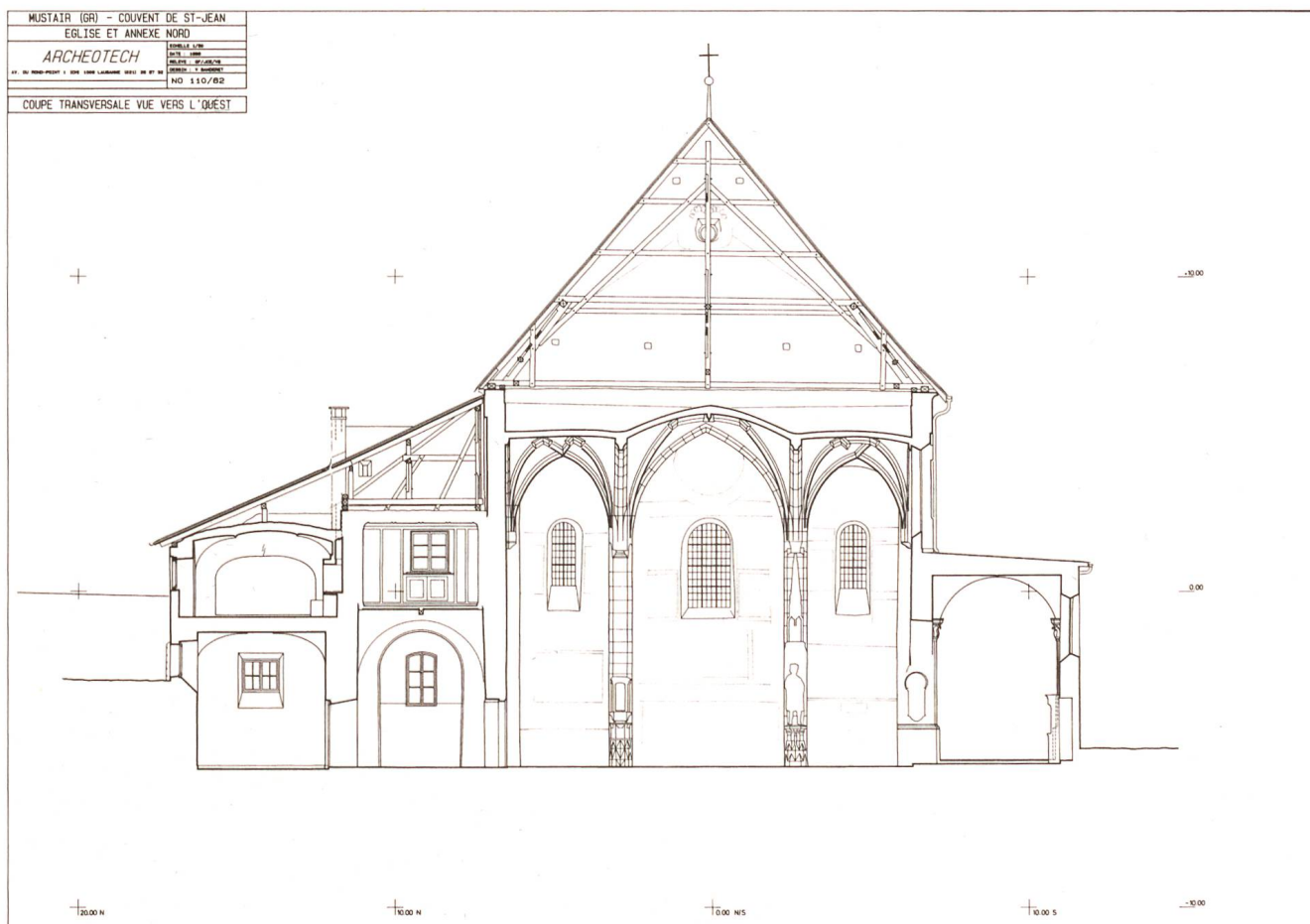


Abb. 82: Querschnitt durch die Klosterkirche St. Johann knapp vor den karolingischen Apsiden.

telhöhe durch den Bestand in einem Arbeitsschritt, indem er die einschiffige Saalkirche in eine dreischiffige Hallenkirche umwandelte. Durch den Einbau der Rundpfeiler konnte die Höhe des Gewölbes so weit angepasst werden, dass die Kappen zwischen Apsiden und Dachwerk zu liegen kamen. Ausserdem konnte ein Grossteil des horizontalen Schubs von den Wänden genommen werden, da ein Teil des Schubs bereits an den Pfeilern bzw. zwischen den einzelnen Schiffen ausgeglichen wird.¹⁰⁴ Die Umwandlung der Klosterkirche in eine dreischiffige Hallenkirche und der Einbau von massiven Pfeilern war somit für den Bestand die schonendste Lösung.

Trotz der durchdachten und vermeintlich perfekten Lösung des gestellten Problems steht die Südwand der Klosterkirche heute leicht schief. Während die nördliche Seitenwand ein fast ideal ausgerichtetes Widerlager im seitlich angrenzenden Annex findet (vgl. Abb. 82), verlor die südliche Seite ihren Annex und damit ihr Widerlager wohl durch die Verwüstungen während des Schwaben-

kriegs. Zum Zeitpunkt der Einwölbung bestanden also auf allen Seiten noch ausreichende Widerlager: An den Längsseiten durch die beiden Annexen, an der Westseite durch die angrenzenden Konventbauten des Nordhofs und an der Ostseite wurden die Apsidenöffnungen innen mit vorgebauten Pfeilern eingefasst und verstärkt, die ähnlich wie Strebepfeiler funktionierten. Durch den Verlust des Annexes auf der Südseite fehlte ein Widerlager komplett bis zum Bau des nur im Erdgeschoss verbundenen Campanile in den frühen 1530er Jahren¹⁰⁵ und der Gnadenkapelle im Jahr 1758. Dies bedeutet, dass bereits wenige Jahre nach der Einwölbung der Klosterkirche das südliche Widerlager sowie die Auflast des Daches vollständig verloren gingen. Bis zum Wiederaufbau des Daches und dem Bau des Glockenturmes musste der Gewölbeschub auf der südlichen Seite von den dünnen karolingischen Mauern ausgeglichen werden, was heute an der Schiefstellung der Wand noch beobachtet werden kann. Dies war nur möglich, indem durch die neue Einteilung in

¹⁰⁴ UNGEWITTER/MOHRMANN (1892), S. 154–158.

¹⁰⁵ SENNHÄUSER (2001), S. 323.

drei Schiffe ein grosser Teil des Schubs ausgeglichen wurde – wäre die Klosterkirche über ihre gesamte lichte Weite eingewölbt worden, hätte die Südwand dem Schub wohl kaum standgehalten.

2.5.5. Einordnung

Die Klosterkirche präsentiert sich heute noch zu grossen Teilen wie nach dem Abschluss der Bauarbeiten am Glockenturm um 1532/1644. Die grösste Veränderung danach war noch der Anbau der Gnadenkapelle (1758) zur Aufbewahrung der Heilig-Blut-Reliquie, wobei es tatsächlich im beginnenden 18. Jahrhundert ehrgeizige Pläne gab, alles niederzureissen und im zeitgemässen Barockstil wiederaufzubauen.¹⁰⁶ Zwar wurden auch im 17. und 18. Jahrhundert einige kleinere Neu- und Umbauprojekte ausgeführt; doch aus Geldmangel konnte der vollständige Barockplan nicht umgesetzt werden. Was von den damaligen Bewohnerinnen als Tragödie wahrgenommen wurde, ist heutiger Sicht ein unermesslicher Glücksfall.

Die spätgotische Umbauphase der Klosterkirche Müstair stellt für Graubünden ein singuläres Ereignis dar, dessen kongeniale Lösungsansätze höchstens mit dem Wiederaufbau der Klosterkirche St. Maria und Michael in Churwalden vergleichbar sind – diese ist jedoch keine Hallenkirche, sondern eine Stufenhalle. Das Fehlen vergleichbarer Lösungsansätze ist insofern interessant, als beispielsweise beim Umbau des Langhauses der Stiftskirche San Vittore Mauro in Poschiavo eine vergleichbare Ausgangslage angetroffen wurde. Für die spätgotischen Bautätigkeiten im Bistum Chur scheinen die Gewölbe der Klosterkirche keine wegweisende Rolle gespielt zu haben, was möglicherweise auch mit den geschichtlichen Entwicklungen rund um das Kloster St. Johann im späten 15. Jahrhundert zusammenhängt. Aus heutiger Sicht ist die nachträgliche Einwölbung der Klosterkirche genau wegen dieses vergleichsweise unkonventionellen Vorgehens interessant: Während bei vielen Objekten die Chorräume abgebrochen und neugebaut wurden, blieben die drei Apsiden der Klosterkirche erhalten, obwohl dies sicherlich die umständlichere Variante war.

Da sich in Graubünden keine direkt vergleichbaren Objekte fanden, wurde die Müstairer Klosterkirche gerne mit der Spitalkirche zum Heiligen Geist in Meran (Abb. 83) verglichen. Bis 1819 ge-

hörte der Vinschgau zum Bistum Chur und erlebte ebenfalls einen starken Anstieg in den Bautätigkeiten, wobei auch aus Graubünden stammende Bautrupps im Vinschgau nachgewiesen werden können; so baute unter anderem Andreas Bühler wohl den Chor der Pfarrkirche St. Katharina in Schluderns unweit der Churburg. Es ist daher unbedingt Nott Caviezel zuzustimmen, wenn er schreibt, dass «der hoch spezialisierte Baubetrieb über politische Grenzen erhaben»¹⁰⁷ war, nur schon da Graubünden und der Vinschgau einen gemeinsamen Kulturraum bildeten. Passende Vergleiche ausserhalb jeglicher künstlichen Grenzen zu suchen ist deshalb nur zu befürworten und tatsächlich fanden sich übereinstimmende Steinmetzzeichen in Müstair und Meran. Die Klosterkirche als Nachbildung der Spitalkirche von Meran zu verstehen, ginge jedoch zu weit, denn die Ähnlichkeiten sind nur ästhetischer Natur und finden auf einer konstruktiven Ebene keine Entsprechung.¹⁰⁸ Die Umwandlung der Klosterkirche in eine dreischiffige Hallenkirche ergab sich aus der Problemstellung als ideale und schonendste Lösung, kaum aus der versuchten Imitation der Meraner Spitalkirche. Eine Beteiligung des Meisters von Müstair bereits am Bau der Spitalkirche wäre bei der Findung einer Lösung zum angetroffenen Problem sicherlich hilfreich gewesen. Bei einer bewussten Entscheidung, die Klosterkirche nach dem Vorbild der Spitalkirche umzubauen und dazu den gleichen Bautrupp zu beschäftigen, würden sich bestimmt weitere Übereinstimmungen in der konstruktiven Ausführung finden; doch selbst in den grundlegendsten Entscheidungen, wie der Wahl zwischen einem Bruch- oder Backsteingewölbe, unterscheiden sich beide Sakralbauten diametral voneinander.

Die Klosterkirche St. Johann bleibt in jeglicher Hinsicht einzigartig und sollte nicht nur aufgrund ihrer aussergewöhnlichen Freskenausstattung gebührende Bewunderung finden, sondern auch wegen ihrer konstruktionsgeschichtlichen Bedeutung. Obwohl die spätgotische Bauphase und die Einwölbung der Klosterkirche bisher – auch in Hinsicht auf den vorzüglichen karolingischen und romanischen Bestand – vergleichsweise unbeachtet blieb, gehören aus einer bautechnischen Sicht auch diese Ergänzungen zu den herausragendsten Konstruktionen der Spätgotik im Bistum Chur und darüber hinaus.

¹⁰⁷ CAVIEZEL (2006), S. 237.

¹⁰⁸ Dazu ausführlich MAISSEN (2018b), S. 891–893.

¹⁰⁶ Siehe dazu MÜLLER Iso (1976), S. 258–263.



Abb. 83: Innenansicht der Spitalkirche zum Heiligen Geist in Meran.

2.6. Zusammenfassung

Nach einem jahrhundertelangen Stillstand im Sakralbau auf dem Gebiet des heutigen Kantons Graubünden fand die sich über Süddeutschland und Österreich ausbreitende spätgotische Baubewegung im Bistum Chur fruchtbaren Boden und ideale Bedingungen. Trotzdem entstanden nach der Mitte des 15. Jahrhunderts nur zögerlich neue Kirchenbauten. Dies änderte sich erst nach der Mitte der 1460er Jahre als in Chur drei Faktoren aufeinandertrafen, die in ihrem ursächlichen Zusammenhang und in ihrer Kombination die Grundlage der nachfolgenden Ereignisse zu legen vermochten: Der durch den Churer Stadtbrand bedingte Wiederaufbau der Martinskirche und die Baufreudigkeit des amtierenden Bischofs Ortlieb von Brandis führten letztlich Steffan Klain

nach Chur, dessen Erfahrung und Wissen die bisher noch fehlenden Voraussetzungen in Bezug auf die bautechnische Qualifikation ergaben.

Die Bedeutung von Meister Steffan für das spätgotische Bauwesen im Bistum Chur wurde bereits dargestellt, jedoch sollen zwei Faktoren seines Schaffens kurz beleuchtet werden, welche die ganze spätgotische Bauphase prägen sollten. Zum einen schuf sein Neubau und die Einwölbung des Chores der Martinskirche erst das Anspruchsniveau an einen zeitgenössischen Sakralbau. Waren die bisherigen Gewölbekonstruktionen stilistisch noch eher mit den massigen Kreuzgewölben der Churer Kathedrale vergleichbar, setzte das Chorgewölbe der Martinskirche schlagartig neue Massstäbe. Während in anderen europäischen Re-



Abb. 84: Steinmetzzeichen eines unbekannten Werkmeisters im Langhaus der Martinskirche (unten links) sowie im Chor der Kirche Sogn Germaun in Trin (Aufnahme oben und Detail unten Mitte) und in der ref. Kirche von Malix (Detail unten rechts).

gionen die spätgotische Wölbkunst sich erst über einen langen Zeitraum hinweg entwickeln musste, wurden mit der Ankunft von Meister Steffan in Chur gleich zwei Jahrhunderte der gotischen Stilentwicklung übersprungen. Das Chorgewölbe der Martinskirche vereinte in der Region so erstmals das zeitgenössische geometrische, stereotomische und bautechnische Wissen, das die folgen-

den Bestrebungen überhaupt erst ermöglichte. Mit seinen ab den späten 1470er Jahren auch ausserhalb von Chur ausgeführten Gewölbekonstruktionen trug Meister Steffan selbst noch zur weiteren Verbreitung des bautechnischen Fortschritts bei.

Zum anderen war es auch Meister Steffan, der die nächste Generation an Werkmeistern und

Steinmetzen ausgebildet hat. Allen voran ist dabei natürlich Andreas Bühler zu nennen, der im folgenden Kapitel noch ausführlich besprochen werden soll. Bühler war aber nicht der einzige aus Meister Steffans Bautrupp, der nach Vollendung der Martinskirche eigene Bauten ausführte. Eines der wenigen noch erkennbaren Steinmetzzeichen in der Martinskirche, das bisher in der Forschungsliteratur keine Erwähnung fand und auch in Poeschels Liste fehlt, findet sich prominent als Meisterzeichen an der Chorrückwand in der 1491 unter Einbezug des romanischen Vorgängerbaus umgebauten ref. Kirche von Trin (Abb. 84). Auffällig ist vor allem die elaborierte Gewölbefiguration im Chor, deren Planung und Ausführung grosses Geschick voraussetzte. Der gleiche unbekannte Meister hinterliess sein Steinmetzzeichen auch an der Chorbogenrückseite in der 1496 vollendeten ref. Kirche von Malix, die ebenfalls eine aussergewöhnliche Rippenfiguration im Chor und eine asymmetrische Figuration im Langhaus zeigt (vgl. Abb. 210). Möglicherweise hat der gleiche Werkmeister, der sein Handwerk wohl bei Meister Steffan erlernt hat, auch das nicht weniger komplexe Chorgewölbe

der 1494 nach einem Brand wiederaufgebauten ref. Kirche von Tamins ausgeführt. Auf weitere mögliche Verbindungen verschiedener Werkmeister und Steinmetze zueinander wird in den folgenden Kapiteln noch eingegangen. Der Verlust vieler Steinmetzzeichen durch Überarbeitung mit dem Stockhammer oder Übertünchung verhindert leider letztlich die Erarbeitung eines ausführlichen «Stammbaums» der Erben von Meister Steffan.

Während die Auslöser der Baubewegung in den vorangehend genannten Ereignissen in Chur um die Mitte der 1460er Jahre zu suchen sind, konnte sich die spätgotische Bautätigkeit nur durch eine konstante Nachfrage an Neu- und Umbauten halten und weiterentwickeln, was durch die verstärkten Autonomiebestrebungen der Kirchgemeinden zuvor ungekannte Ausmasse erreichen sollte. Die Verdienste der ersten Generation der spätgotischen Bauphase in Graubünden waren somit die Etablierung von Techniken, die Verbreitung von Wissen und die Ausbildung eigener Spezialisten, die durch das immer weiter ansteigende Bauvolumen in den 1490er Jahren die Glanzzeit der Baubewegung einläuten sollten.

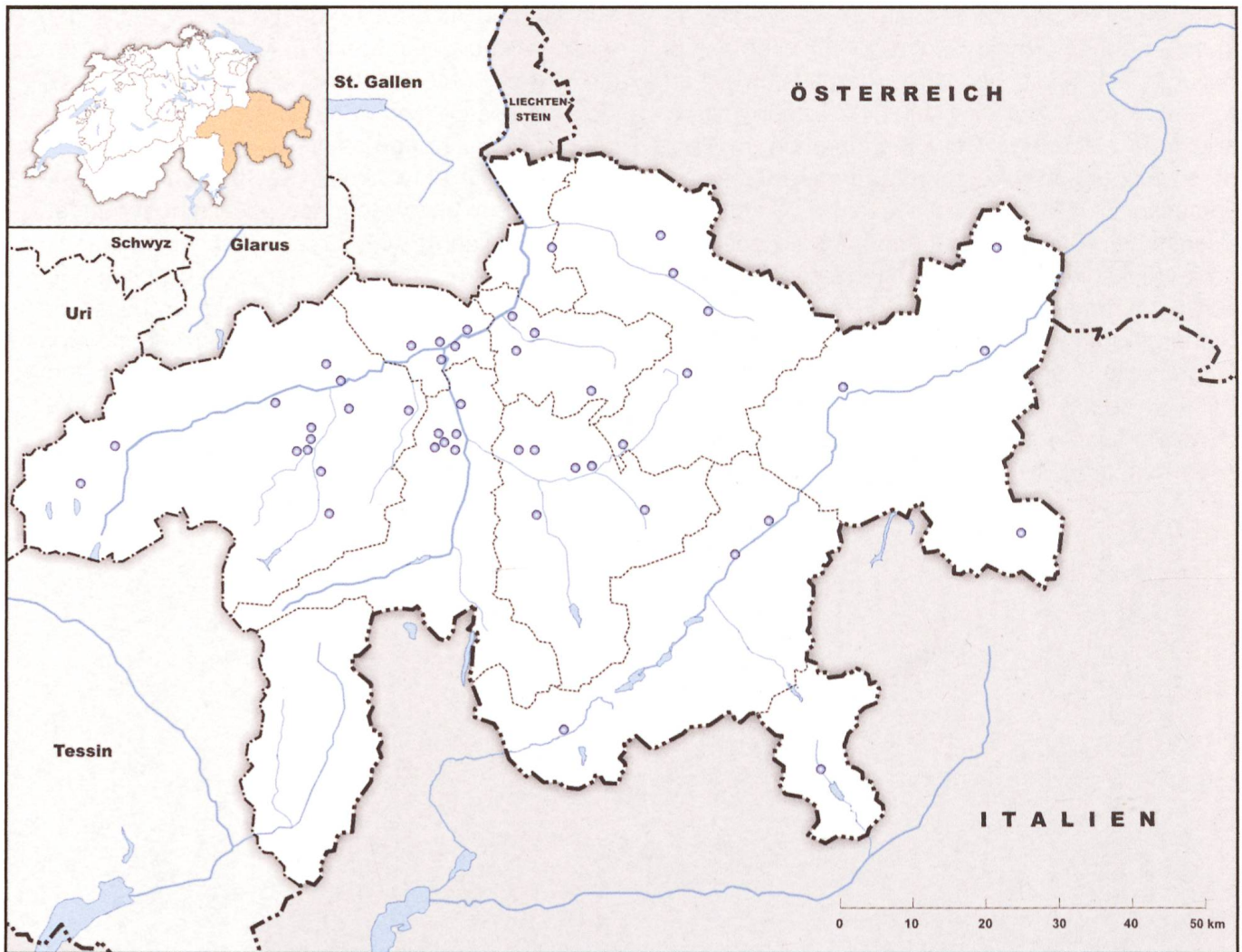


Abb. 85: Verteilung der zwischen 1491 und 1506 neu- und umgebauten Kirchen in Graubünden.